

Die
weite, weite Welt.

Von

Elisabeth Wetherell.

Deutsch

von

Dr. J. Ziethen.

Zweiter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Morast, und was daraus entstand.

O Unglück, das du so schnellfüßig kommst!
Shakspeare.

Die Morgensonne schien hell und warm in Helenens Augen, als sie erwachte. Verwirrt von der Fremdartigkeit dessen, was sie umgab, stützte sie sich auf den Arm und warf einen langen Blick auf ihre neue Heimath. Sie mußte ihr heiter erscheinen. Die glänzenden Sonnenstrahlen, die durch das Fenster hereinfielen, beleuchteten die Wände und das alte Täfelwerk. Und ungemalt und roh wie sie waren, ersetzte die Vergoldung der Natur reichlich ihren Mangel an Ausputz. Indeß war Helene nicht sehr erfreut von dem Resultate ihrer Rundschau. Das Zimmer war geräumig und außerordentlich nett und reinlich. Es hatte zwei große Fenster, die nach Osten gingen und durch die, einen Morgen wie den anderen, die Sonne herein-

blickte — dies war ein zweiter Vortheil. Aber der Fußboden war ohne Teppich und die nackten Dielen sahen Helenen trostlos an. Die getünchten Wände waren nicht sehr glatt, auch nicht besonders weiß. Die Thüren und das Holzwerk, wiewol sehr nett und selbst mit einigem Aufwande an Ornamenten geschnitzt, hatten niemals die Berührung eines Pinsels erfahren und waren im Laufe der Jahre hellbraun geworden. Das Zimmer war sehr arm an Meubeln. Ein Toilettentisch, eine Art Pfeilertisch oder etwas dergleichen, stand zwischen den Fenstern. Aber es war nur eine halbrunde Platte von Fichtenholz auf drei sehr langen nackten Beinen, von höchst ungeschicktem und unglückseligem Aussehen, wie Helene dachte, und viel zu hoch für sie, um sich desselben bequem bedienen zu können. Kein Spiegel hing darüber, noch sonst etwas. Auf der Nordseite des Zimmers war ein Kamin, an der Wand gegenüber stand Helenens Koffer nebst zwei Stühlen. Das war Alles, außer der Bettstelle, in der sie gelegen und die ihren Platz dem Fenster gegenüber hatte. Einen Theil ihres Mißvergnügens hatte die Bettdecke verwirkt, die von selbstgemachter weißer und blauer Wolle, mit Baumwolle vermischt, und außerordentlich schwer war.

„Ich möchte wol wissen, was für eine Decke darunter ist," sagte Helene, „wenn ich dazu kann. — O, die ist recht hübsch! Aber die Betttücher sind von Baumwolle und auch der Kopfkissen-Ueberzug."

Sie lag noch auf ihren Arm gestützt und sah sich mit ziemlich unzufriedener Miene um, als unten eine Thür geöffnet wurde und ein lautes Zischen und Sprudeln an ihr Ohr klang, und kurz nachher drang der Geruch von etwas sehr Schmackhaftem aus der Küche zu ihrer Nase. Das erinnerte sie daran, daß sie gut thun würde, aufzustehen; und so sprang sie auf und fing an, sich in großer Eile anzukleiden. Wo war der Kummer des vorigen Abends! Fort mit der Dunkelheit! Sie hatte gut geschlafen, die frische Luft hatte ihr Kraft und Muth zurückgegeben, und die helle Morgensonne machte es unmöglich, trübe oder mißmuthig zu sein, trotz der neuen Ursache, die sie gefunden zu haben glaubte. Sie beeilte sich mit ihrem Toilettengeschäft; aber als sie ans Waschen kam, bemerkte sie plötzlich, daß es dazu keine Gelegenheit im Zimmer gab. Keine Spur von einem Wasserkruge oder Waschbecken, oder einem Tische, worin sie stehen konnten.

Helene war ein wenig erschrocken, aber sie erinnerte sich sogleich, daß ihre Ankunft nicht so bald war erwartet worden und daß die Vorbereitungen wahrscheinlich noch nicht getroffen waren. So hatte es mit der Toilette ein Ende und sie machte sich auf, um sich nach der Küche zu begeben. Als sie die Thür öffnete, kam sie auf einen kleinen Vorsaal, von dem aus die Treppe gerade vor ihr hinunter ging, und zur Linken war wieder eine Thür, welche, wie sie ver-

muthete, nach dem Zimmer ihrer Tante führen mußte. Am Fuße der Treppe befand sich Helene in einem großen viereckigen Raume oder einer Vorhalle; denn eine ihrer Thüren von Osten ließ die Luft von außen ein und war eigentlich die Thür der Fronte des Hauses; eine andere versuchte Helene an der Südseite, sie ließ sich nicht öffnen; eine dritte unter der Treppe führte sie in die Küche.

Das Zischen und Sprudeln wurde jetzt ganz heftig, und der Kochgeruch war, nach Helenens Meinung, zu stark, um angenehm zu sein. Vor einem tüchtigen Feuer stand Miß Fortuna und hielt in der Hand das Ende eines sehr langen eisernen Stiels, durch den sie mit einem flachen Gefäße in Verbindung stand, in welchem, wie Helene bald entdeckte, mit so vielem Geräusch und Geruch gekocht wurde. Ein langer zinnerner Kaffeetopf stand auf den Kohlen in der Ecke des Kamins, und noch ein anderes kleines Gefäß, welches vorn stand, machte Anspruch auf Miß Fortuna's Aufmerksamkeit; denn dann und wann lehnte sie sich darüber, um umzurühren, was darin war, und machte allemal eine ganz krampfhafte Anstrengung, ohne das Ende des langen Stiels loszulassen. Helene näherte sich und sah mit großer Neugier und mit nicht geringem Appetite zu; aber Miß Fortuna war viel zu sehr beschäftigt, um ihr mehr als einen flüchtigen Blick zu gönnen. Endlich wurde die zischende Pfanne an den Herd gebracht, um ihren Inhalt auf's

Neue zurecht zu legen, und Helene ergriff den Augenblick des Friedens und der Ruhe, um einen „Guten Morgen, Tante Fortuna!" zu sagen.

Miß Fortuna kauerte bei der Pfanne und drehte die Schweinfleischstückchen um. „Wie befindest Du Dich heute Morgen?" antwortete sie, ohne aufzublicken.

Helene erwiderte, sie befände sich viel besser.

„Hast Du warm gelegen?" sagte Miß Fortuna, als sie die Pfanne an's Feuer zurücksetzte. Und Helene konnte kaum antworten: „Ganz warm, Madame!" als das Zischen und Sprudeln wieder von Neuem anfing.

„Ich muß warten," dachte Helene, „bis das vorüber ist, ehe ich sagen kann, was ich brauche. Ich kann doch nicht ausschreien, daß ich ein Waschbecken und ein Handtuch haben will."

In einigen Minuten wurde die Pfanne vom Feuer weggenommen und Miß Fortuna nahm die braun gebratenen Schweinfleischstückchen heraus, legte sie auf einen tiefen Teller und ließ eine Menge helles Fett in der Pfanne zurück. Helene, die sich sehr dafür interessirte und das ganze Verfahren sehr genau beobachtete, dachte bei sich, daß dies gewiß weggeworfen, oder den Schweinen gegeben würde. Miß Fortuna dachte aber nicht so, denn sie griff in einen Schrank, der dicht daneben stand, und kam mit einem Glase Rahm zurück, den sie in das Schweinefett schüttete. Dann holte sie aus dem Schranke eine kleine runde

Blechbüchse, die oben durchlöchert war, und schüttelte dieselbe langsam über der Pfanne, so daß ein feiner Mehlschauer auf den Rahm fiel. Die Pfanne wurde dann an das Feuer zurückgesetzt und umgerührt. Und zu Helenens Erstaunen wurde das Ganze in einen dicken, steifen, weißen Schaum verwandelt. Erst als Miß Fortuna diesen sorgfältig über die gerösteten Fleischstückchen auf den Teller schüttete, fiel es Helenen ein, daß das Frühstück fertig sei, aber sie noch nicht.

„Tante Fortuna,“ sagte sie schüchtern, „ich habe mich noch nicht gewaschen; es ist kein Waschbecken in meinem Zimmer.“

Miß Fortuna gab keine Antwort, eben so wenig ein Zeichen, daß sie etwas gehört habe. Sie fuhr ruhig fort, das Frühstück aufzutragen. Helene wartete einige Minuten.

„Wollen Sie so gut sein und mir zeigen, wo ich mich waschen kann?“

„Ja,“ sagte Miß Fortuna und richtete sich plötzlich auf, „da mußt Du zum Röhrtroge gehen.“

„Zum Röhrtroge, Madame?“ sagte Helene, „was ist das?“

„Du wirst es erfahren, wenn Du es siehst,“ antwortete ihre Tante und bückte sich wieder über ihre Vorbereitungen. Im nächsten Moment richtete sie sich wieder auf und sagte: „Oeffne nur die Thür dort hinter Dir, und gehe die Treppe hinunter und zur Thür

hinaus, dann wirst Du sehen wo er ist und auch was es ist."

Helene zögerte immer noch. „Würden Sie nicht so gut sein und mir ein Handtuch geben, Madame," sagte sie schüchtern. Miß Fortuna fegte vorüber und zur Thür hinaus, kehrte aber augenblicklich mit einem reinen Handtuch zurück, das sie Helenen über den Arm warf, und trat dann zu ihrer Arbeit zurück. — Helene öffnete die Thür, durch welche sie am gestrigen Abend ihre Tante hatte eintreten sehen, ging eine steile Treppe hinab und befand sich in einer untern Küche. Sie schien nicht im Gebrauche zu sein, wenigstens brannte kein Feuer da und statt dessen fühlte man sich und roch es wie in einem Keller. Das war kein Wunder, denn jenseits der Feuerstelle zur Linken war die Thür zum Keller, der unter dem anderen Theile des Hauses hinlief und mit dieser Küche in gleicher Fläche lag. Sie hatte keine weiteren Geräthschaften, als einen Tisch und zwei Stühle. Die dicke schwere Thür war offen, Helene trat hinaus und sah sich nach Wasser um. In welcher Form es sich darstellen werde, davon hatte sie keinen Begriff. Bald bemerkte sie in einiger Entfernung einen kleinen Wasserstrom, der sich aus einer Röhre ergoß, die etwa anderthalb Fuß von der Erde aufgerichtet stand. Und da ein sehr ausgetretener Weg dahin führte, so blieb kein Zweifel, daß dies der Röhrtrog sein müsse. Als sie denselben erreicht hatte, war Helene in nicht geringer Verlegen-

heit, wie sie es nun anfangen solle. Das Wasser war hell und klar, und floß sehr rasch in einen schmalen hölzernen Trog, aus dem es auf die Wiese ablief und verschwand.

„Was soll ich ohne Waschbecken machen?“ dachte Helene; „ich kann doch kein Wasser in die Hände nehmen, es läuft zu schnell; wenn ich nur mein Gesicht darunter halten könnte, das würde schön sein.“

Sehr behutsam versuchte sie es, aber das beständige Spritzen des Wassers hatte das Bret, auf dem sie stand, so schlüpfrig grmacht, daß sie, ehe ihr Gesicht den Strom erreichte, beinahe kopfüber in den Trog stolperte und so ein kaltes Bad genommen haben würde, ohne es zu wünschen. Sie begnügte sich daher mit den Tropfen, die sie mit den Händen in's Gesicht bringen konnte, was freilich nicht viel war. Aber diese Tropfen waren herrlich frisch und kalt. Dann machte sie sich das Vergnügen, ihre Hände in das fließende Wasser zu halten, bis sie roth vor Kälte waren. Im Ganzen gefiel Helenen diese Wäscherei sehr wohl, die Morgenluft umspielte sie, ihr kühler Hauch berührte ihre Wangen und brachte Gesundheit mit sich. Die Sonne schien auf Bäume, Wiese und Hügel. Die langen Schatten streckten sich auf das Gras und selbst die braunen Hintergebäude glänzten. Sie meinte, es wäre der lieblichste Ort, den sie jemals gesehen; und dieses funkelnde tröpfelnde Wasser war das schönste und reinste, was sie jemals geschmeckt.

Wo konnte es herkommen? Es floß aus einem schmalen Troge ab, der aus dem geschälten Stamme eines Baumes gemacht war, und eine kleine, zwei Zoll breite Rinne hatte. An das Ende einer dieser Rinnen schloß sich eine andere an, und an deren Ende wieder eine andere; und Helene konnte gar nicht sehen, wie viel es waren, noch wo sie hingingen. Helene stand verwundert da und schlürfte die frische Luft ein; und mit jeder Minute wuchs ihre Hoffnung und ihr Muth. Da erinnerte sie sich plötzlich an das Frühstück. Sie eilte hinein. Wie sie erwartete, saß ihre Tante am Tische. Aber zu ihrem Erstaunen und gar nicht zu ihrer großen Zufriedenheit saß Mr. Vanbrunt am anderen Ende desselben, und ließ es sich trefflich schmecken, wie wenn er zu Hause gewesen wäre. Schweigend und ärgerlich rückte Helene ihren Stuhl an die Seite des Tisches.

„Hast Du den Röhrtrog gefunden?“ fragte Miß Fortuna.

„Ja, Madame.“

„Nun, wie gefällt er Dir?“

„O! er gefällt mir sehr wohl,“ sagte Helene, „er ist schön.“

Miß Fortuna's Gesicht bekam bei diesen Worten einen milderen Ausdruck, und sie legte Helenen reichlich von Allem vor, was auf dem Tische stand. Ihre Reise, die scharfe Luft und ihre kalte Morgenwäsche hatten Helenen sehr guten Appetit gemacht und sie ließ

dem Frühstück Gerechtigkeit widerfahren. Sie dachte, niemals habe ihr der Kaffee so gut geschmeckt, wie dieser Landkaffee, und nichts so vortrefflich, als dies braune Brod und die Butter, die beide so süß seien, wie Brod und Butter nur sein könnten. Und niemals hatte sie die Kochkunst so völlig zufriedengestellt, wie Miß Fortuna's Röstfleisch und Kartoffeln. Doch war ihr Theelöffel nicht von Silber, ihr Messer konnte sich nicht rühmen scharf oder blank zu sein, und ihre Gabel war nichts weniger als bequem, denn sie hatte nur zwei Zinken, und diese standen so weit auseinander, daß es Helene nicht geringe Mühe machte, ihre Kartoffeln vom Teller zum Munde zu führen. Das schadete indeß nichts, sie sah die Sachen eben von der hellen Seite an, und dies Alles ließ ihr das Frühstück nur um so süßer schmecken. Helene stand vom Tische auf, als sie fertig war, und trat einige Minuten nachdenklich an's Feuer.

„Tante Fortuna," sagte sie endlich schüchtern, „wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich ein wenig hinausgehen und mich umsehen."

„O! ja," sagte Miß Fortuna, „gehe wohin Du willst. Ich will Dir eine Woche Zeit geben, daß Du machen kannst, was Dir gefällt."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Helene, als sie nach ihrem Hute lief. „Eine Woche ist lang, dann," dachte sie, „werde ich wol in die Schule gehen."

Helene kehrte rasch mit ihrem weißen Hute zurück, öffnete die schwere Küchenthür, durch die sie gestern Abend herein gekommen war, und ging hinaus. Sie befand sich in einer Art von Schuppen, er hatte sehr rohe Wände und einen eben solchen Fußboden; und oberhalb war das Gebälk zu sehen. Zwei kleine Fenster und eine Thür befanden sich an der Seite. Da lag allerlei Gerümpel, besonders am hinteren Ende: Kästen, Breter, Acker- und Garten-Werkzeuge, alte Stricke und Schafhäute, altes Eisen, eine Käsepresse, und was sonst noch, war umher geworfen und über einander gehäuft. Helene sah sich nicht lange um, sondern ging hinaus, um etwas Angenehmeres zu suchen. Einige Schritte von der Schuppenthür war die kleine Pforte, durch die sie im Dunkeln hereingestolpert war. Und draußen vor dieser blieb Helene einige Zeit stehen. — Es war ein schöner, heiterer Tag, und die Landschaft, auf die ihr Blick fiel, war sehr anmuthig, wie es Helenen vorkam. Vor ihr in einiger Entfernung erhob sich das große Giebelende der Scheune und eine lange Reihe von Hintergebäuden zog sich von dort aus zur Linken. Der Boden war mit Spänen bestreut, und die Ursache war nicht schwer zu finden, denn ein Stückchen weiter, unter einem alten, verkrüppelten Apfelbaume lag ein ungeheuerer Klotz, am oberen Theile glatt gesägt, woran sich eine Axt lehnte, und dicht dabei lagen Holzscheite, gespalten und ungespalten. Zur Rechten neigte sich

der Boden nach einer schönen Wiese, die diesseits mit einer Reihe schöner Aepfelbäume eingefaßt war. Die glatte, grüne Wiese führte Helenen in Versuchung, einen Schnelllauf anzustellen; aber zuerst sah sie sich noch auf der linken Seite um. Da war der Garten, wie sie vermuthete, denn ein Lattenzaun schloß ein ziemlich großes Stück Land ein. Und zwischen dem Garten und dem Hause lief ein grasiger Abhang bis zum Röhrbrunnen. Dies erinnerte sie daran, daß sie eine Entdeckungsreise die Rinne entlang hatte machen wollen. Keine Zeit konnte besser passen, als der heutige Morgen, und sie lief den Abhang hinunter.

Die Rinne war in einiger Entfernung vom Boden von kleinen Steinhaufen gestützt, die hie und da ihrer ganzen Länge nach angebracht waren. Nicht weit von der Brunnenröhre ging sie durch eine Fence. Helene mußte hinüber, wenn sie ihren Zweck verfolgen wollte; wie sie es aber machen sollte, das war eine große Frage. Indeß beschloß sie, es zu versuchen. Zuerst aber spielte sie eine Weile mit dem Wasser, was großen Reiz für sie hatte. Sie dämmte mit ihren kleinen Fingern die kleine Rinne ab, und nöthigte das Wasser, seitlings über den Trog zu fließen. Es war so hübsch, den Wasserstrom aufzuhalten, und das Wasser überfließen zu sehen, wo es nichts zu schaffen hatte; und sie achtete nicht darauf, daß einige Tropfen unterwegs ihre Kutte trafen. Sie neigte sich mit den Lippen auf den Trog und trank

von seinem süßen Strome, blos zum Spaße, denn sie hatte keinen Durst. Endlich machte sie sich auf, dem Strome bis zu seiner Quelle zu folgen. Aber die arme Helene war noch nicht halb bis zur Fence gekommen, als sie auf einmal in den Morast sank. Das grüne Gras, das dort wuchs, hatte so hübsch ausgesehen, aber unter dem grünen Grase war fließendes Wasser und schwarzer Schlamm, wie sie zu ihrem Kummer erfuhr. Ihre Schuhe und Strümpfe waren voll. Was war nun zu thun? Die Entdeckungsreise mußte aufgegeben werden. Sie dachte nicht mehr daran, woher das Wasser kam, über der brennenderen Frage: „Was wird Tante Fortuna sagen?“ Und der Wunsch stieg rasch in ihr auf, daß sie zu ihrer Mutter gehen könnte. Indeß sie raffte sich aus dem Moraste auf, wischte ihre Schuhe, so gut es ging, am Grase ab, und eilte in's Haus zurück.

Die Küche war bereits aufgeräumt, der Heerd abgefegt, die Plätteisen lagen im Feuer und Miß Fortuna heftete gerade ihre Plattdecke auf den Tisch.

„Nun, was giebt's?“ sagte sie, als sie Helenens Gesicht sah. Aber als ihr Blick auf den Boden fiel, zog sich ihr Gesicht in Falten. „Gott sei mir gnädig!“ rief sie mit Emphase aus. „Was in aller Welt hast Du angefangen? wo bist Du gewesen?“

Helene gab ihre Erklärung.

„Nun, was Du für eine Figur spielst! Setze

Dich," sagte ihre Tante kurz, indem sie einen Stuhl vor das Feuer stellte. „Ich hätte gedacht, daß Du in Deinem Alter Verstand genug haben würdest, um nicht in den Graben zu fallen."

„Ich sah keinen Graben," sagte Helene.

„So, das glaube ich wol," sagte Miß Fortuna, die mit ihrem Zeigefinger und Daumen Helenen die Schuhe und Strümpfe herunterzog. „Das glaube ich wol, Du hast nach dem Monde oder den Sternen gegafft!"

„Es sah so grün und glatt aus," sagte die arme Helene, „ein Stück wie das andere; und ehe ich's mich versah, stak ich bis an die Knöchel darin."

„Weshalb warst Du überhaupt dort?" sagte Miß Fortuna kurz.

„Ich konnte nicht sehen, woher das Wasser kam, und ich wollte es gern wissen."

„Nun, für einen Tag hast Du genug erfahren, denke ich. Sieh Dir nur die Strümpfe an! Hast Du keine bunten Strümpfe, daß Du mit weißen im Schmutze herumwaten mußt?"

„Nein, Madame."

„Willst Du damit sagen, daß Du zu Hause nur weiße getragen hast?"

„Ja, Madame, ich habe niemals andere gehabt."

Miß Fortuna's Gedanken schienen zu überwältigend, als daß sie hätte sprechen können. So sprang sie auf und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

Sie kam alsbald mit ein Paar alten, grauen, wollenen Strümpfen zurück, die sie Helenen anzuziehen befahl, sobald ihre Füße trocken sein würden.

„Wie viel solche weiße Strümpfe hast Du?“ sagte sie.

„Mama kaufte mir ein halbes Dutzend neue, ehe ich abreiste, und ebenso viel hatte ich bereits alte.“

„Schön, nun gehe in Deinen Koffer und bringe sie mir alle herunter, so viel weiße Strümpfe Du hast. Hier hast Du ein Paar alte Pantoffeln, die Du anziehen kannst, bis Deine Schuhe trocken sind,“ sagte sie, und warf sie ihr hin. „Sie werden Dir nicht viel zu groß sein.“

„Zu den wollenen Strümpfen passen sie wol,“ dachte Helene, „aber für mich sind sie viel zu groß.“ Aber sie sagte nichts, las ihre Strümpfe zusammen und brachte sie herunter, wie ihr die Tante befohlen.

„Nun kannst Du zu Vanbrunt gehen, den Du in der Scheune finden wirst, und ihm sagen, er soll mir etwas weiße Ahornrinde mit bringen, wenn er zu Tische kommt. Weiße Ahornrinde, verstehst Du?“

Helene ging, aber in wenig Minuten kam sie wieder zurück.

„Ich kann nicht hinein,“ sagte sie.

„Was sagst Du?“

„Das große Thor ist zu, und ich kann es nicht öffnen. Ich klopfte, aber es kam Niemand.“

„An ein Scheunenthor klopfen!“ rief Miß For-

tuna. „Du mußt zur Kuhstallthüre links hinein und dann herumgehen. Er ist auf der unteren Scheuntenne.“

Die Scheune stand tiefer als der Holzhof war, von dem eine kleine Brücke zum großen Thorwege des zweiten Stockes führte. Nachdem sie an den Hintergebäuden vorüber war, kam Helene zu der kleinen Thür, von der ihre Tante gesprochen hatte. „Aber, was in aller Welt soll ich thun, wenn Kühe da sind!“ sagte sie bei sich selbst. Sie guckte hinein, der Kuhstall war völlig leer. Und vorsichtig, mit manchem furchtsamen Blicke nach Links und Rechts, daß sich nicht ein so furchtbares gehörntes Thier zeigen möchte, durchschritt Helene den Kuhstall und den Scheunenhof, der mit feuchtem und trockenem Stroh bestreut war, und kam nach der unteren Tenne. Das Thor stand weit offen; Helene sah sich mit Verwunderung und Vergnügen um, als sie hineintrat. Es war ein ungeheuerer Raum. — An den Seiten war bis an die Decken nichts zu sehen, als Heu, und hier und da ragte ein riesiger Pfeiler. Die Tenne war ganz rein, nur einige Heuflocken und einige Weizenkörner lagen herum. Und es duftete so süß, ohne daß Helene sagen konnte, nach was? Aber kein Mr. Vanbrunt war zu sehen. Sie sah sich nach ihm um, und schleifte mit ihren häßlichen Pantoffeln hin und zurück über die Tenne, aber vergeblich.

„Holla! was giebts?“ rief endlich eine rauhe

Stimme, deren sie sich wohl erinnerte. Aber wo war der Sprecher? Sie blickte nach allen Seiten, in jeden Winkel, ohne ihn zu finden. Sie blickte endlich hinauf. Da sah das runde Gesicht Mr. Vanbrunts herunter nach ihr, durch eine große Oeffnung oder Fallthür im oberen Stock.

„Nun," sagte er, „sind Sie heraus gekommen, um mir Weizen dreschen zu helfen?"

Helene sagte ihm, weshalb sie gekommen.

„Weiße Ahornrinde — gut!" sagte er, nach seiner langsamen Art. „Ich möchte wissen, was es damit soll?"

Das hätte auch Helene wissen mögen, als sie langsam nach dem Hause ging. Und noch mehr, als ihre Tante ihr befahl, ihre Strümpfe paarweise zusammen zu heften.

„Was willst Du damit machen, Tante Fortuna?" wagte sie endlich zu fragen.

„Das wirst Du sehen, wenn die Zeit gekommen ist."

„Darf ich nicht ein Paar draußen behalten?" fragte Helene, die eine dunkle Ahnung hatte, daß durch irgend ein geheimnißvolles Mittel ihre Strümpfe dem Schicksale verfallen sollten, nicht mehr länger weiß zu sein.

„Nein, thue was ich Dir sage."

Mr. Vanbrunt kam Mittags mit der Ahornrinde. Sie wurde sogleich in einen kupfernen Wasserkessel

gethan, der bereits über dem Feuer hing. Helene war überzeugt, daß dies irgendwie mit ihren Strümpfen zusammenhing, aber sie konnte nicht fragen; und sobald die Mahlzeit vorüber war, ging sie hinauf in ihr Zimmer. Es sah eben nicht freundlich aus. Das braune Holzwerk und die rohen, dunkelbraunen Wände hatten ihre Vergoldung verloren. Der Sonnenschein fehlte im Zimmer, und was noch mehr war, der Sonnenschein fehlte auch in Helenens Herzen. Sie ging an das Fenster und öffnete es, aber es war nichts daran, um es offen zu halten; sobald sie es los ließ, fiel es wieder herunter. Aergerlich und traurig stand sie mit ihrem Elbogen auf das Fensterbret gelehnt, und sah hinaus auf den Grasplatz, der vor der Thür lag, und nach der kleinen Pforte, die auf die Wiese ging, und nach der grünen Wiese und dem reichbebauten Lande darüber hinaus. Es war eine sehr schöne und anmuthige Landschaft, die im letzten Sonnenlicht des Octobers lag, aber der Reiz derselben war für Helenen verschwunden; sie kam ihr langweilig vor. Sie sah hinaus, ohne daran zu denken und ohne zu wissen, wornach sie blickte. Sie fühlte Thränen in ihre Augen kommen, und sie wandte sich voll Ueberdruß vom Fenster weg; ihr Auge fiel auf ihren Koffer. Ihr nächster Gedanke war das Schreibzeug darin, und plötzlich sprang ihr Herz vor Freuden: „Ich will an Mama schreiben." Gesagt, gethan; der Koffer wurde rasch geöffnet, und hastig nahmen ihre Hände ein

Stück nach dem anderen heraus, bis sie das Schreibzeug erreichte.

„Aber wie soll ich's anfangen?" dachte sie, „es ist kein Tisch im Zimmer. O! was für ein Ort! Nun, ich will meinen Koffer zumachen, und es darauf stellen. Aber zuerst muß ich alle diese Sachen wieder hinein legen."

Sie räumte dieselben eiligst weg, kniete dann neben ihrem Koffer nieder und öffnete dann mit zärtlicher Hand ihr Schreibzeug. Sie nahm einen Bogen Papier aus ihrer Vorrathskammer, legte denselben gerade vor sich hin, tauchte die Feder in die Tinte und schrieb zuerst mit flüchtiger, dann mit zitternder Hand: „Meine liebe Mama." Aber Helenens Herz hob und hob sich bei jedem Buchstaben dieser drei Worte; und kaum war das letzte „a" geschrieben, als sie die Feder wegwarf, vom Schreibzeuge aufsprang und sich voll von leidenschaftlichem Schmerz auf die Diele warf. Es war ihr, als wenn sie ihre Mutter wieder in ihren Armen hätte, und mit Gewalt sich an dieselbe anklammerte, um nicht wieder von ihr getrennt zu werden. — Und dann das Gefühl, daß sie von ihr getrennt war! — Helenens armes Herz war so voll bitterer Sorge, wie solch ein kleines Herz nur sein kann. In ihrer kindischen Verzweiflung wünschte sie sterben zu können, und sie dachte fast, sie würde sterben. Indeß nach einiger, wiewol nicht kurzer Zeit, stand sie vom Boden auf,

und ging wieder an's Schreiben. Ihr Herz fühlte sich durch Weinen ein wenig erleichtert, doch flossen ihre Thränen noch immer, und sie konnte es nicht ganz verhindern, daß sie nicht auf das Papier fielen. Der erste Bogen war verdorben, ehe sie sich's versah. Sie nahm einen anderen.

„Meine liebste Mama!

Es macht mir so viel Freude und so viel Schmerz, an Dich zu schreiben, daß ich nicht weiß, was ich thun soll. Ich sehne mich so sehr nach Dir, Mama, daß es mir manchmal vorkommt, als wollte mir das Herz brechen. O! Mama, wenn ich Dich nur Einmal wieder küssen könnte, ich wollte Alles in der Welt darum geben. Ich kann nicht glücklich sein so lange Du von mir fort bist, und ich fürchte, ich kann auch nicht gut sein. Aber ich will mir Mühe geben. O! ich will mir Mühe geben, Mama! Ich habe Dir so viel zu sagen, Mama, daß ich nicht weiß, womit ich anfangen soll. Mein Papier wird es gar nicht Alles fassen können. — Du wirst etwas von meiner Reise wissen wollen. Den ersten Tag fuhr ich auf dem Dampfboote, wie Du weißt. Ich würde an diesem Tage schreckliche Zeit gehabt haben, Mama, wenn nicht etwas vorgekommen wäre, wovon ich Dir erzählen will: Ich saß oben auf dem Verdeck und dachte an Dich, und fühlte mich in der That sehr unglücklich, als

ein Herr kam und mich anredete und mich fragte, was mir fehle. O! Mama, ich kann Dir nicht sagen, wie freundlich er gegen mich war. Er behielt mich den ganzen Tag bei sich; er führte mich in dem ganzen Boote herum und erklärte mir eine ganze Menge Sachen und unterhielt sich sehr viel mit mir; und o! Mama, wie unterhielt er sich mit mir! Er las mir aus der Bibel vor und erklärte mir dieselbe, und suchte mich zu einer Christin zu machen. Und o! Mama, als er zu mir sprach, wie sehnte ich mich zu thun, wie er sagte, und ich faßte den Entschluß, es zu thun. Ich that es und habe es nicht vergessen. Ich will mir in der That Mühe geben, aber ich fürchte, es wird mir sehr schwer werden, ohne daß Du mir hilfst, oder er, oder sonst Jemand. Du selbst hättest nicht besser gegen mich sein können, Mama. Er küßte mich am Abend, als ich von ihm Abschied nahm; und der Abschied that mir wirklich sehr leid. Ich wünschte, ich könnte ihn wiedersehen. Ich werde diesen Herrn immer lieben, Mama, wenn ich ihn auch niemals wiedersehe. Ich wünschte, es wäre Jemand hier, den ich lieben könnte, aber dies ist nicht der Fall. — Du wirst wissen wollen, was für eine Person Tante Fortuna ist? Sie sieht recht gut aus, oder sie würde es, wenn ihre Nase nicht so spitz wäre. Aber Mama, ich kann Dir nicht sagen, was für ein Gefühl sie mir verursacht. Es

kommt mir vor, als wenn sie über und über spitzig wäre. Ihre Augen sind spitz, wie zwei Nadeln. Und sie geht auch nicht wie andere Leute, wenigstens manchmal. Sie macht seltsame kleine Sprünge und Sätze und Hoppse, und fliegt umher, ich weiß nicht wie was. Ich fürchte, es ist nicht recht, daß ich so von ihr schreibe. Aber darf ich es Dir nicht sagen, Mama? Es ist sonst Niemand, gegen den ich mich aussprechen könnte. Ich kann Tante Fortuna noch nicht sehr lieben, und ich bin überzeugt, sie liebt mich auch nicht; aber ich will mich bemühen, daß sie mich liebt. Ich habe nicht vergessen, was Du mir in dieser Beziehung gesagt hast. O! liebe Mama, ich werde mir Mühe geben, Alles im Gedächtniß zu behalten, was Du mir im ganzen Leben gesagt hast. — Ich fürchte, was ich über Tante Fortuna geschrieben, gefällt Dir nicht, aber ich habe in der That nichts gethan, was sie böse machen könnte; und ich will mich bemühen, daß ich ihr nicht mißfalle. Wenn Du nur hier wärst, Mama, ich würde sagen, es wäre der lieblichste Ort, den ich in meinem Leben gesehen habe. — Bei alle dem werde ich mich vielleicht besser einrichten, und mich nach und nach ganz glücklich fühlen. Aber ach, Mama, wie werde ich mich freuen, wenn ich einen Brief von Dir erhalte. Ich werde bald anfangen, einen Brief zu erwarten. Und ich glaube, ich werde außer mir vor Freude sein, wenn er kommt. — Ich

hatte die spaßhafteste Fahrt hierher nach Thirlwall, die Du Dir denken kannst. Wie meinst Du wol? In einem Wagen, den Ochsen zogen; sie liefen sehr langsam, so daß wir entsetzlich lange Zeit brauchten, aber es gefiel mir doch sehr. Der Fuhrmann war sehr gutmüthig und freundlich gegen mich. Aber Mama, was denkst Du wol dazu? Er ißt mit am Tische! — Ich weiß, was Du mir sagen würdest. Du würdest sagen: „ich sollte auf solche Kleinigkeiten nicht sehen." Nun, ich will es versuchen, Mama. O! theuerste Mutter, ich kann nicht viel an etwas Anderes, als an Dich denken. Ich denke die ganze Zeit an Dich. — Wer bereitet jetzt den Thee für Dich? Befindest Du Dich wohler? Wirst Du bald von Newyork abreisen? Es scheint mir schrecklich lange, daß ich Dich nicht mehr gesehen habe. — Ich bin müde, liebe Mama, und mich friert und es wird dunkel. — Ich muß schließen. — Ich habe ein hübsches geräumiges Zimmer für mich, das ist gut. Ich würde nicht gern bei Tante Fortuna schlafen. — Gute Nacht, meine liebe Mama. Ich wünschte, ich könnte wieder einmal bei Dir schlafen. O! wann wird das möglich sein, Mama? Gute Nacht, gute Nacht.

Deine Dich zärtlich liebende Helene."

Als der Brief fertig war, wurde er sorgfältig gefalzt, couvertirt und adressirt. Dann zündete He-

lene mit einer seltsamen Mischung von Freude und Schmerz eines ihrer kleinen Wachslichter an und siegelte denselben sehr sauber. Als sie damit fertig war, sah sie den Brief eine Minute zärtlich an, indem sie an die lieben Finger dachte, die denselben halten und öffnen würden. Dann ließ sie ihr Gesicht in ihre Hände sinken, und betete inbrünstig um Segen für ihre Mutter und um Hilfe für sich — die arme Helene fühlte, daß sie sie brauchte. — Sie fürchtete zu spät zum Thee zu kommen, deshalb schloß sie ihren Brief weg und ging hinunter.

Der Thee stand bereit, Miß Fortuna und Mr. Vanbrunt saßen am Tische, und ebenso die Großmutter, die Helene den ganzen Tag nicht gesehen hatte. Sie rückte ruhig ihren Stuhl an seinen Platz.

„Ich hoffe," sagte Miß Fortuna, „Du fühlst Dich wohler, nachdem Du so lange oben gewesen bist?"

„Ja Madame," erwiderte Helene, „viel wohler."

„Was hast Du gemacht?"

„Ich habe geschrieben Madame."

„Geschrieben?"

„Ich habe an Mama geschrieben."

Vielleicht hörte Miß Fortuna, wie Helenens Stimme zitterte, oder ihr scharfer Blick sah, wie ihre Lippen bebten und ihre Augenlider sich senkten. Genug, etwas stimmte sie sanfter. Sie sprach in anderem Tone; fragte Helenen, ob ihr Thee gut sei; legte ihr Brod und Butter und vortrefflichen Käs

vor, der auf dem Tische stand, und endlich schnitt sie ihr ein großes Stück Kürbißpastete ab. Auch Mr. Vanbrunt sah Helenen ein oder zwei Mal in's Gesicht, wie wenn er gedacht hätte, daß nicht Alles in Ordnung sei. Er war nicht so scharfsichtig wie Miß Fortuna, aber die geschwollnen Augen und die Spuren von Thränen waren nicht ganz für ihn verloren. Nach dem Thee, als Mr. Vanbrunt weggegangen und das Theezeug weggeräumt war, hatte Helene das Vergnügen, das Geheimniß von dem Kupferkessel und der weißen Ahornrinde zu erfahren. Der Kessel stand jetzt in der Kaminecke; Miß Fortuna setzte sich vor denselben hin und warf alle Strümpfe Helenens hinein, bis auf ein Paar, das sie ihr mit den Worten zuwarf: „Da, ich habe nichts dagegen, wenn Du das eine Paar behältst.“ Dann streifte sie die Aermel bis zum Elbogen auf, fischte ein Paar nach dem anderen aus dem Kessel, rang sie aus und hing sie zum Trocknen auf Stühle.

Aber wie Helene gedacht hatte, sie waren nicht mehr weiß, sondern schieferblau. Sie sah schweigend zu, fühlte sich aber zu sehr gekränkt, um darnach zu fragen.

„Nun, wie gefallen sie Dir?“ sagte Miß Fortuna endlich, nachdem sie zwei oder drei Stühle um das Feuer gerückt hatte, die mit schieferblauen baumwollnen Strümpfen behangen waren.

„Sie gefallen mir gar nicht,“ erwiderte Helene.

„Nun, mir gefallen sie. Wie viel Paar weiße Strümpfe würdest Du alle Wochen in den Schmutz treten, und ich würde sie waschen müssen?“

„Sie waschen müssen?“ sagte Helene erstaunt. „Ich habe nicht gedacht, daß Sie waschen!“

„Wer anders soll es thun? Es ist nichts im Hause, was nicht durch meine Hände geht; das kann ich Dir sagen. Und das wird auch mit Dir der Fall sein. Ich glaube es wol, Du hast Dein ganzes Leben unter Leuten gelebt, die viel daran gedacht, sich nur den kleinen Finger naß zu machen. Aber zu denen gehöre ich nicht, das, denke ich, wirst Du finden.“

Helene war bereits davon überzeugt.

„Ich denke eben an mein schönes weißes Stopfgarn,“ erwiderte Helene, „ich hätte es eben so gut nicht mitzubringen gebraucht.“

„Ist es aufgewickelt, oder im Strähne?“

„Im Strähne,“ antwortete sie.

„Dann gehe gleich hinauf und hole es. Ich versichere Dich, ich mache es Dir zurecht, daß Du es brauchen kannst.“

Helene gehorchte, indeß sann sie sehr unruhig darüber nach, was sie wol sonst noch habe, woran Miß Fortuna ihre Hand legen könne. Sie sah im Geiste schon alle ihre weißen Sachen blau färben, und beschloß, ihren Koffer immer verschlossen zu halten. Aber wie, wenn ihr die Schlüssel abgefordert würden?

Nachdem das Farbegeschäft beendet war, wurde Helene bald nach ihrem Zimmer entlassen. Es überraschte sie ziemlich unangenehm, ihr Bett noch ungemacht zu finden. Und der Gedanke gefiel ihr gar nicht, daß es ihr in Zukunft überlassen bleiben sollte, das Bett selbst zu machen. Helene hatte keinen Begriff von solcher Arbeit. Sie ging mit ziemlich derselben unzufriedenen Stimmung schlafen, in der sie den Tag angefangen hatte. Sie war mißvergnügt über ihre große schwere Decke und über ihre baumwollnen Betttücher, die in ihren Gedanken eine wichtige Rolle spielten und sie träumte, daß sie dieselben zu einem Stricke zusammenwand, an dem sie sich aus dem Fenster herunterlassen wollte. Aber als sie so weit gekommen war, schlief sie fest ein, und das Ende des Traumes ist niemals bekannt geworden.

Zweites Kapitel

Helene läuft dem Bache nach.

Entlang und immer weiter
Und immer dem Wasser nach,
Und immer frischer murmelt
Und immer heller der Bach.
Longfellow.

Wolken und Regen und kalte Winde hielten Helenen mehrere Tage im Zimmer. Dies verbesserte nicht den Stand der Dinge zwischen ihr und ihrer Tante. Vom Morgen bis zum Abend mit Tante Fortuna in die Küche eingeschlossen, und ohne andere Abwechselung, als daß die Großmutter ihnen einen Theil der Zeit Gesellschaft leistete, dachte Helene, daß weder Tante noch Großmutter sich viel darum kümmerten, sie besser kennen zu lernen. Vielleicht dachten sie dasselbe von ihr; sie war wirklich nicht in der besten Stimmung. Da sie nichts zu thun hatte, wurde ihr die Zeit lang; sie fühlte

sich getäuscht, unglücklich, gereizt, und endlich war sie sehr leicht zu beleidigen, und zeigte durchaus keine Anlage, zu vergeben oder zu vergessen. Sie ließ sich das nicht in Worten merken, aber es wühlte in ihrem Gemüthe. Verstimmt und brütend saß sie einen Tag nach dem anderen da, verglich die Gegenwart mit der Vergangenheit, hegte eitle Wünsche, gab sich fruchtlosem Schmerze hin, und sah auf ihre Tante und ihre Großmutter mit immer entschiedenerer Abneigung. Der einzige andere Mensch, den sie sah, war Mr. Vanbrunt, der regelmäßig zu Tische kam. Aber er sprach nie ein Wort, außer wenn ihn Miß Fortuna fragte, oder in Wirthschaftsangelegenheiten. Diese interessirten sie nicht, und sie war der Gleichförmigkeit ihres Lebens herzlich überdrüssig. Sie sehnte sich hinaus; aber der Donnerstag, Freitag, Sonnabend, Sonntag verfloß, und das Wetter hielt sie noch immer in Haft. Am Montag änderte sich das Wetter; aber wiewol den ganzen Tag ein kalter, trockner Wind wehte, so war doch der Boden zu naß, als daß sie sich hätte hinauswagen können.

Am Abende desselben Tages, als Miß Fortuna eben den Theetisch zurechtrückte, und Helene vor Langerweile am Feuer saß, that sich die Küchenthür auf, und ein Mädchen, etwas größer und älter als sie, trat ein. Sie hatte einen Krug in der Hand, und gerade auf den Theetisch zugehend, sagte sie: „Wollen Sie so gut sein, Miß Fortuna, und Großmutter

ein wenig Milch borgen? Ich kann die Kuh nicht finden; ich werde sie morgen zurückbringen."

„Du hast sie doch nicht verloren, Nancy?"

„Doch," erwiderte die Andere, „sie ist schon zwei Tage weg gewesen."

„Warum holest Du die Milch nicht näher?"

„O! ich weiß es nicht, — ich glaube, die Ihrige ist die beste," sagte das Mädchen mit einem Blicke, den Helene nicht verstand. — Miß Fortuna nahm den Krug und ging in die Milchkammer. Während sie draußen war, benutzten die beiden Kinder die Zeit, einander sehr scharf anzusehen. Helenens Blick zwar war bescheiden genug, wiewol sie großes Interesse für den neuen Gegenstand zeigte. Aber der forschende Blick der Anderen schien auf ein Mal Alles, was an Helenen war, von Kopf bis zu Fuß sehen und festhalten zu wollen. Helene erschrak fast vor den kecken schwarzen Augen, die nicht ruhten, bis Miß Fortuna's Stimme den Zauber lös'te.

„Was macht Deine Großmutter, Nancy?"

„Ich danke, sie befindet sich ziemlich wohl, Madame!"

„Wenn Du die Milch morgen nicht zurückbringst, bekommst Du sobald keine mehr," sagte Miß Fortuna, indem sie dem Mädchen den Krug zurückgab.

„Versteht sich," sagte Letztere mit einem leichten Kopfnicken, welches zu sagen schien, es sei keine Gefahr, daß sie es vergessen werde.

„Wer ist das, Tante Fortuna?“ fragte Helene, als sie fort war.

„Es ist ein Mädchen, das da oben auf dem Berge wohnt.“

„Aber wie heißt sie?“

„Es ist eben so gut, wenn Du den Namen nicht kennst; es ist kein gutes Mädchen, Du sollst nie etwas mit ihr zu thun haben.“

Helene war nicht gemeint, der Ansicht ihrer Tante Glauben zu schenken, und sie war überzeugt, daß dieselbe wenigstens zum Theil auf übler Laune beruhe.

Der nächste Morgen war ruhig und schön, und Helene brachte fast den ganzen Tag außer dem Hause zu. In die Nähe des Grabens wagte sie sich nicht, aber in allen anderen Richtungen durchforschte sie die Umgebung, und durchsuchte, so gründlich als sie konnte, was hier stand oder dort wuchs. Gegen Mittag stand sie an der kleinen Thür hinter dem Hause, und hatte keine Lust hineinzugehen; wußte aber nicht, was sie noch anfangen sollte. Da kam Mr. Vanbrunt mit einer Ladung Holz. Sie beobachtete, wie die Ochsen sich den Hügel hinauf quälten, und dachte, es sähe aus wie sehr schwere Arbeit. Und das that ihr leid. „Ist das nicht eine sehr schwere Ladung?“ fragte sie den Fuhrmann, als er das Holz unter dem Apfelbaume ablud.

„Schwer?“ fragte er; „o! gar nicht, das ist

nichts für sie. Sie ziehen alle Tage mit Vergnügen zweimal so viel.“

„Das sollte ich nicht denken,“ sagte Helene; „sie sehen nicht aus, als wenn es ihnen viel Vergnügen machte. Weshalb lehnen sie sich so an einander an, wenn sie den Berg heraufkommen?“

„O! das ist eine Mucke, die sie haben; sie haben wahrscheinlich einander so lieb. Wahrscheinlich haben sie sich etwas Besonderes zu sagen, und stecken deshalb die Köpfe zusammen.“

„Nein,“ sagte Helene halb lachend, „das kann nicht sein, und sie würden dazu nicht grade die schlechteste Zeit wählen; sie würden warten, bis sie den Berg hinter sich hätten. Aber da stehen sie nun, gerade als wenn sie schliefen, nur daß sie die Augen offen haben. Die armen Thiere!“

„Nun, so arm sind sie gerade nicht,“ sagte Mr. Vanbrunt; „man kann kein schöneres Joch Ochsen sehen, als sie sind, und keins, das besser bei Leibe ist.“ Er fuhr fort, den Wagen abzuladen, und Helene stand dabei und sah zu.

„Was würden Sie mir geben, wenn ich Ihnen an einem schönen Tage eine Schwenke machte?“ sagte Mr. Vanbrunt.

„Eine Schwenke?“ fragte Helene.

„Ja, eine Schwenke; wie würde Ihnen die gefallen?“

„Ich weiß nicht, was das ist,“ sagte Helene. „Eine Schwenke?“

„Eine Schwenke! es mag sein, daß Sie es unter diesem Namen nicht kennen. Andere nennen es eine Schaukel.“

„Eine Schaukel,“ sagte Helene, „o! ja, nun weiß ich es. O! die liebe ich sehr.“

„Würden Sie gern eine haben?“

„Ja gewiß, sehr gern.“

„Nun, was würden Sie mir geben, wenn ich Ihnen eine mache.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Helene; „ich habe nichts zu geben. Aber sehr dankbar werde ich Ihnen sein.“

„Nun, wir wollen einen Handel mit einander machen: ich mache Ihnen eine Schaukel, und Sie geben mir einen Kuß.“

Die arme Helene war vor Schrecken stumm. Der gutmüthige Holländer hatte zu der kleinen, blassen, trübseligen Fremden eine Zuneigung gefaßt, und war wirklich recht freundlich gegen sie gesinnt. Sie aber verstand seine Liebe nicht, und kümmerte sich in dem Augenblicke nicht darum. Sie stand bewegungslos da und war ganz erstaunt und nicht wenig entrüstet über seinen unerhörten Antrag. Als er aber mit gutmüthigem Lächeln auf dem runden Gesichte auf sie zukam, um sich den Kuß zu holen, den er ganz sicher zu bekommen dachte, schoß Helene auf und davon, wie ein Pfeil vom Bogen. Sie stürzte in das Haus, riß die

Thür auf und stand mit gerötheten Wangen und glühenden Augen vor ihrer erstaunten Tante.

„Was in aller Welt giebt's?" rief die Tante aus.

„Er wollte mich küssen," sagte Helene, die kaum wußte, zu wem sie es sprach und immer mehr und mehr erröthete.

„Wer wollte Dich küssen?"

„Der Mann draußen."

„Welcher Mann?"

„Der mit den Ochsen fährt."

„Wie, Mr. Vanbrunt?" Und Helene konnte das laute Ha! ha! nicht vergessen, in welches Miß Fortuna mit weit geöffnetem Munde ausbrach. „Nun, warum hast Du Dich nicht von ihm küssen lassen?" Das Lachen, der Blick, der Ton verletzten Helenen bis in das Innerste. In maßloser Aufregung stürzte sie aus der Küche und hinauf in ihr Zimmer. Und dort ras'te der Sturm des Zornes mit solcher Wuth, daß das Gewissen kaum Zeit fand, sich zu regen. Als die Leidenschaft schwächer wurde, kam der Schmerz wieder und nahm sanft, aber sehr bitter weinend, die Stelle von krampfhaftem Schluchzen ein, welche bisher der Zorn und das Gefühl der Demüthigung behauptet. Und dann ließen sich die Regungen des Gewissens etwas hören. „Ach, Mama, Mama!" sagte die arme Helene in ihrem Herzen, „wie elend bin ich ohne Dich! Ich kann Tante Fortuna niemals lieben.

Es hilft nichts, ich kann sie niemals lieben; ich hoffe, es wird mir gelingen, daß ich sie nicht hasse, denn das ist nicht recht. Ich vergesse Alles, was gut ist, und Niemand erinnert mich daran. O! Mama, wenn ich nur eine Minute meinen Kopf in Deinen Schooß legen könnte!" Dann dachte sie an ihre Bibel und ihr Gesangbuch und den Freund, der ihr letzteres gegeben. Es waren traurige Gedanken! und zuletzt suchte die arme Helene, gedemüthigt und betrübt, den großen Freund, den sie beleidigt hatte, und betete inbrünstig, daß er sie zu einem guten Kinde machen möge. Denn sie fühlte und gestand es ein, daß sie es noch nicht sei.

Es war lange Nachmittag, als Helene von ihren Knien aufstand. Ihr Ausbruch war vorüber; sie fühlte sich heiterer, als sie seit Tagen gewesen war. Aber im Grunde ihres Herzens war die Empfindlichkeit noch nicht gewichen. Sie dachte immer noch, sie habe Ursache, böse zu sein, und konnte an den Blick und den Ton ihrer Tante noch nicht ohne ein schmerzliches Gefühl denken. In einer sehr viel anderen Stimmung indeß, als in der sie vor zwei oder drei Stunden hinaufgestürzt war, kam sie jetzt sacht herunter und ging zur Vorderthür hinaus, um nicht ihrer Tante zu begegnen. Sie hatte am Morgen einen kleinen Bach besucht, der durch die Wiese auf der anderen Seite der Straße floß. Er hatte große Reize für sie; und indem sie unter der Fence hindurch-

kroch, lief sie wieder zu seinen Ufern. An einer Stelle, wo der Bach eine plötzliche Wendung machte, setzte sich Helene in das Gras und beobachtete das dunkle Wasser, wie es immer mit demselben sanften heiteren Tone an ihr vorüber eilte, wirbelnd und mit den Steinen zankend, und sie konnte dessen nicht müde werden. Sie hörte nicht, daß sich Tritte näherten, und erst als Jemand dicht bei ihr stand und eine Stimme ihr fast in das Ohr sprach, schlug sie die erschrockenen Augen auf und erblickte das Mädchen, das gestern Abend einen Krug Milch geholt hatte.

„Was machst Du da?“ fragte die Letztere.

„Ich sehe nach Fischen,“ sagte Helene.

„Wer wird nach Fischen sehen,“ sagte die Andere verächtlich.

„O ja,“ sagte Helene, „dort an jene ruhige Stelle kommen sie bisweilen; ich habe schon zwei gesehen.“

„Du kannst ein andermal nach Fischen sehen, jetzt komme und gehe mit mir ein wenig umher.“

„Wohin?“ fragte Helene.

„O, Du wirst es schon sehen, komme nur. Ich will Dich herumführen und Dir zeigen, wo Leute wohnen. Du bist noch nirgends gewesen, nicht wahr?“

„Nein,“ sagte Helene, „und ich würde sehr gern mitgehen, aber —“ sie zauderte, die Worte ihrer Tante fielen ihr ein, daß Nancy kein gutes Mädchen

sei, und daß sie nichts mit ihr zu thun haben solle. Aber sie hatte nur zur Hälfte daran geglaubt, und sie konnte es nicht über sich gewinnen, jetzt hineinzugehen und Miß Fortuna um Erlaubniß zu bitten. „Ich weiß," dachte Helene, „sie wird es mir abschlagen und wenn sie auch keinen Grund in der Welt hätte." Und dann das Vergnügen, durch die schöne Gegend zu streifen und eine Zeitlang in anderer Gesellschaft zu sein, als in der ihrer Tante und der alten Großmutter — die Versuchung war zu groß, um ihr zu widerstehen!

„Nun, woran denkst Du?" sagte das Mädchen. „Was hast Du? Willst Du kommen oder nicht?"

„Ja," sagte Helene, „ich komme; welchen Weg wollen wir gehen?"

Die Andere versicherte sie, daß sie ihr viele Wege zeigen würde, und sie machten sich auf — Helene mit der geheimen Furcht, gesehen und zurückgerufen zu werden, bis sie eine Strecke gegangen waren und das Haus vor ihren Blicken verschwand. Da hatte sie großes Vergnügen. Der Nachmittag war schön und mild, es ging sich prächtig und Helene fühlte sich wie ein Vogel, der dem Käfig entflohen ist. Sie freute sich über jede Kleinigkeit. Ihre Gefährtin verstand sich nicht auf ihre Freudenausbrüche über manches kleine Ding, was sie mit ihren schwarzen Augen nicht eines Blickes würdigte. Sie versuchte Helenen in eine höhere Sphäre der Unterhaltung zu bringen.

„Wie lange bist Du hier?“ fragte sie.

„O, eine gute Zeit,“ sagte Helene, „ich weiß nicht, wie lange. Es ist schon acht Tage, glaube ich.“

„Und das nennst Du eine gute Zeit?“ sagte die Andere.

„Nun, mir scheint es eine gute Zeit,“ sagte Helene seufzend. „Sie kommen mir wie vier Wochen vor.“

„Da gefällt es Dir hier nicht?“

„Ich möchte lieber zu Hause sein, natürlich!“

„Wie gefällt Dir Tante Fortuna?“ fragte die Andere.

„Wie soll sie mir gefallen?“ erwiderte Helene zaudernd. „Ich denke, sie sieht gut aus und ist sehr klug.“

„Du brauchst mir nicht zu sagen, daß sie klug ist, das weiß Jedermann; das wollte ich nicht wissen. Ich fragte Dich, wie sie Dir gefiele?“

„Wie sie mir gefiele?“ entgegnete Helene. „Wie kann ich sagen, wie sie mir gefällt, nachdem ich erst eine Woche bei ihr gelebt.“

„Du hättest es eben so gut gerade heraussagen können,“ meinte die Andere etwas gereizt. „Denkst Du, ich weiß es nicht, daß Du sie schon halb hassest? Und in acht Tagen wirst Du sie ganz hassen. Als ich zum ersten Male hörte, daß Du kommen würdest, da dachte ich, Du würdest gute Zeit bei ihr haben.“

„Warum?“ fragte Helene.

„O, frage mich nicht, warum?“ sagte die An-

dere ungeduldig, „wenn Du es eben so gut weißt, als ich es Dir sagen kann. Jeder Mensch, der von Dir spricht, sagt: das arme Kind! und: ich bin froh, daß ich nicht an ihrer Stelle bin! Du mußt mich nicht überlisten wollen, ich bin zu schlau für Dich, das sage ich Dir.“

„Ich weiß nicht, was Du meinst,“ erwiderte Helene.

„O, natürlich weißt Du es nicht,“ sagte die Andere in demselben Tone. „Ganz natürlich! Wie solltest Du wissen, ob Deine Zunge Dir gehört oder Jemand Anderem? Du hältst Miß Fortuna für einen Engel und das thue ich auch. Freilich ist sie ein Engel!“

Helenen gefiel diese Art von Unterhaltung nicht besonders und sie ging eine Zeitlang schweigend neben Nancy. Ihre Gefährtin sammelte sich inzwischen. Als sie wieder sprach, sprach sie in einem anderen Tone.

„Wie gefällt Dir Mr. Vanbrunt?“

„Er gefällt mir gar nicht,“ sagte Helene erröthend.

„Gar nicht?“ fragte die Andere erstaunt. „Er gefällt doch allen Leuten! Warum gefällt er Dir nicht?“

„Er gefällt mir nicht,“ wiederholte Helene einfach.

„Ist es nicht seltsam, daß Miß Fortuna in der Weise lebt, wie sie es thut?“

„Wie so?“ fragte Helene.

„Nun, daß sie ganz allein lebt, keine Hilfe annimmt und ihre Arbeiten alle selbst macht, da sie doch so reich ist!“

„Ist sie reich?“ fragte Helene.

„Reich? Das will ich meinen! Sie hat eine der besten Farmen im Lande und Geld genug, um ein Dutzend Gehilfen zu haben, wenn sie sie haben wollte. Mr. Vanbrunt bewirthschaftet die Farm.“

„So?“ sagte Helene.

„Ja freilich! Hast Du das nicht gewußt? Weßhalb ist er denn in Eurem Hause?“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ sagte Helene; „und gehören die Ochsen Tante Fortuna, mit denen er fährt?“

„Freilich! Du mußt noch sehr grün sein, daß Du die ganze Zeit da gewesen bist und das nicht gemerkt hast. Dennoch macht Mr. Vanbrunt mit der ganzen Farm, was er will, dingt die Gehilfen, die er braucht, besorgt Alles und hat seinen Antheil von dem Ertrage. Ich sage Dir, halte Freundschaft mit Vanbrunt, denn wenn Jemand Dir helfen kann, wenn Deine Tante einen von ihren bösen Anfällen bekommt, so ist er es. Mit ihm entzweit sie sich nicht gern.“

Die beiden Mädchen schlugen nun einen Fußweg ein, der über die Felder führte. Nancy lachte hier sehr über Helenens Ungeschicklichkeit, indem sie über die Fencen kletterte. Wo es möglich war, kroch sie

gern darunter hinweg, aber ein oder zwei Mal ging das nicht an, und nachdem sie mit unendlicher Schwierigkeit bis auf den obersten Riegel gekommen war, saß die arme Helene schwankend da, ungewiß, auf welcher Seite der Fence sie hinunter fallen würde. Aber sie sah keine andere Möglichkeit hinunter zu kommen. Je mehr sie zitterte, desto mehr lachte ihre Gesellschafterin, die inzwischen in der Entfernung stand und trotz aller Bitten dabei blieb, daß sie sich selbst helfen solle. Die Noth machte sie endlich geschickter und jedes Mal ging es besser. Aber Helene sagte sich im Geheimen, daß ihre neue Bekanntschaft keine sehr gute Freundin von ihr werden würde.

Unterwegs zeigte sie Helenen zwei oder drei Häuser in der Entfernung und plauderte von den Leuten, die darin wohnten. Aber dies Alles hörte Helene kaum und kümmerte sich gar nicht darum. Sie blieb an einem großen Felsen stehen, der allein am Wege emporragte, und blickte neugierig nach seiner Oberfläche.

„Was ist das für seltsames braunes Zeug," sagte Helene, „das über den ganzen Felsen wächst, wie trockne und zusammengeschrumpfte Blätter? Ist das nicht seltsam? Ein Theil steht heraus wie Laub und der andere Theil klebt fest. Ich möchte wissen, ob es hier wächst oder was es ist?"

„O," sagte die Andere, „es wächst immer und überall auf dem Felsen. Ich weiß nicht, was es ist,

und was noch mehr ist, ich kümmere mich nicht darum. Es lohnt sich nicht der Mühe. Komm!"

Helene folgte ihr. In diesem Augenblicke führte der Weg in eine offene Waldung und nun überstieg ihr Entzücken alle Grenzen.

„O wie schön das ist, wie anmuthig das ist! Ist das nicht reizend?" rief sie aus.

„Reizend, was denn? Du bist ein wunderliches Mädchen, Helene!"

„Ach, Alles!" sagte Helene, welche die letzten Worte gar nicht beachtet hatte. „Der Boden ist schön und diese großen Bäume und dieser schöne blaue Himmel! Sieh' nur hin!"

„Der Boden ist ganz mit Bäumen und Felsen bedeckt! Nennst Du das schön? Und die Bäume sind so ordinär, wie sie nur sein können, mit ihren großen braunen Stämmen und ihrer Laublosigkeit. Komm, nach was starrst Du denn?"

Helenens Augen waren auf eine Reihe von schwarzen Punkten gerichtet, die rasch über ihren Köpfen hinzogen. „Horch," sagte sie, „hörst Du nicht das Geräusch? Was ist das?"

„Es ist ein Flug Enten," sagte die Andere verächtlich; „komm, komm nur!"

Aber Helene stand wie an den Boden gewurzelt und ihre Augen folgten den luftigen Gesellen, bis der letzte an dem Stück blauen Himmel verschwunden war, den die umstehenden Bäume noch sehen ließen. Und

kaum waren sie vorüber, als ein zweiter Flug kam, der genau dem Wege des ersten folgte.

„Wohin ziehen sie?“ sagte Helene.

„Ich weiß nicht, wohin sie ziehen. Sie haben es mir nicht gesagt. Aber wohin ich will, das weiß ich; und ich möchte wissen, ob Du mit mir gehst?“

Indeß Helene hatte keine Eile. Die Enten waren verschwunden, aber ihre Augen hatten bereits etwas Anderes ergattert, was sie entzückte.

„Was ist das?“ fragte Helene.

„Weiter nichts als Moos!“

„Das ist Moos? O wie schön und grün und weich! Es ist so weich wie ein Teppich!“

„So weich wie ein Teppich!“ wiederholte die Andere. „Ich möchte einen Teppich sehen, der so weich wäre, wie das Moos. Du hast gewiß noch keinen gesehen!“

„Doch!“ sagte Helene, die auf dem grünen Moose hin und her sprang, um seine Weichheit zu versuchen, und sehr heiter drein schaute.

„Ich glaube es nicht,“ sagte die Andere; „alle die Teppiche, die ich gesehen habe, waren so hart wie die Breter und noch härter. So weich wie dies Moos! Das muß ich sagen!“

„Nun,“ sagte Helene, die noch immer mit dem Hut in der Hand, mit glühenden Wangen und fliegenden Haaren auf und nieder sprang, „Du magst glauben, was Du willst, aber ich habe einen Teppich ge-

sehen, der war so weich wie dies Moos und noch weicher; aber nur einen!“

„Woraus bestand er?“

„Woraus andere Teppiche bestehen, glaube ich. Komm, ich will nun mit Dir gehen. Das ist doch der lieblichste Fleck, den ich jemals gesehen habe. Wachsen im Frühling hier Blumen?“

„Ich weiß es nicht; doch ja, ein ganzer Haufen!“

„Hübsche?“ fragte Helene.

„Du würdest sie dafür halten; ich sehe nicht darnach.“

„O, wie schön wird das sein!“ sagte Helene und klatschte vor Freuden in die Hände. „Wie angenehm muß es sein, auf dem Lande zu leben!“

„Angenehm?“ sagte die Andere; „wahrhaftig, es ist schauderhaft! Du würdest eben so denken, wenn Du wärest, wo ich bin. Es macht mich alle Tage wüthend auf Großmutter, daß sie nicht nach Thirlwall ziehen will. Warte, bis wir aus dem Walde kommen; dann will ich Dir zeigen, wo ich wohne; von hier kannst Du es nicht sehen.“

Helene, die über die Sprache ihrer Gefährtin etwas erschrocken war, ging wieder schweigend neben ihr her. Allmälig wurde die Gegend immer mehr zerklüftet. An der einen Seite des Weges war ein Absturz, auf der andern erhob sich eine steile Wand. Beide Seiten des engen Thales waren dicht bewaldet, aber von allem Grün entkleidet, außer wo hier

und da eine Tanne ihre anmuthigen Aeste ausbreitete und in einsamer Schönheit unter ihren laublosen Gefährten stand. Nun hörte man das Rauschen von Wasser.

„Wo ist das?“ fragte Helene stillstehend.

„Dort unten im Grunde. Es ist der Bach.“

„Was für ein Bach? Doch nicht derselbe, der bei Tante Fortuna's Haus vorbei fließt?“

„Ja, derselbe. Er hat einen so gekrümmten Lauf, wie Du ihn nur sehen kannst. Zuerst fließt er dort,“ sagte die Sprecherin, indem sie die Richtung mit ihrem Arme andeutete; „dann macht er eine Wendung und dann dreht er sich so und schießt dorthin, und kommt an Eurem Hause vorüber, und dann mag der Himmel wissen, wohin er geht; ich weiß es nicht. Aber ich glaube nicht, daß er gerade laufen könnte, auch wenn er wollte.“

„Können wir hinunter?“ fragte Helene.

„Allerdings können wir es, wenn Du Dich nicht vor steilen Ufern fürchtest, wie vor Fencen.“

Das Ufer war in der That sehr steil und mit losen Steinen überstreut, aber hier schwankte Helene nicht. Und wiewol sie ein oder zwei Mal in augenscheinlicher Gefahr war, trotz ihrer Vorsicht auf den Grund hinunter zu rutschen, so kam sie doch wieder auf ihre beiden Füße zu stehen. Als sie auf der Thalsohle ankamen, vergaß sie vor Entzücken Alles. Es war ein wildromantischer Anblick. Die hohen dichten

Wände der Schlucht ließen nur einen kleinen Streifen Himmel sehen, und zu ihren Füßen rauschte der Bach und war viel lebhafter, als wo Helene vorher seine Bekanntschaft gemacht hatte. Er sprang von Fels zu Fels, umwirbelte die großen Steine und broddelte über die kleinen, und dann und wann strömte er über einen großen Baumstamm hinweg, der über sein Bett gefallen war und die ganze Fluth gedämmt hatte.

Helene konnte sich kaum halten bei der Pracht vieler der Wasserfälle, bei der Schönheit der kleinen ruhigen Teiche, wo das Wasser still hinter einem großen Steine lag, und bei der Mannigfaltigkeit der zierlichen Cascaden.

„Sieh' her, Nancy," sagte Helene, „das ist der Niagara-Fall, siehst Du? Dieser große. O, das ist herrlich! Und dies kann der Trenton-Fall sein. Wie schön er schäumt! Ist das nicht prächtig? Und wie sollen wir diesen nennen? Ich weiß es nicht, aber ich wünschte, wir könnten sie alle benennen. Aber sie nehmen gar kein Ende! O, sieh' nur den dort, der ist zu hübsch, als daß er ohne Namen bleiben dürfte. Wie soll er heißen?"

„Der schwarze Fall," meinte die Andere.

„Der schwarze?" sagte Helene zweifelhaft. „Warum? Das gefällt mir nicht."

„Nun, das Wasser ist ganz schwarz, siehst Du nicht?"

„Gut," sagte Helene, „so mag er der schwarze

Fall heißen, aber der Name gefällt mir nicht. Nun merke es Dir, das ist der Niagara=, das der schwarze und dort der Trenton=Fall — und wie soll der heißen?"

„Wenn Du sie alle benennen willst," sagte Nancy, „werden wir heute nicht nach Hause kommen. Du könntest eben so gut alle Bäume benennen. Es sind hundert und mehr. Was meinst Du, Helene, wenn wir dem Bache folgten, anstatt wieder dort hinauf zu klimmen? Er wird uns bald in's offne Feld bringen."

„O, laß uns das thun," sagte Helene, „das wird hübsch sein!"

Es war ein rauher Weg, aber Helene fand und nannte ihn noch immer hübsch. Oft war an der Seite des Baches gar kein Weg und die Mädchen mußten über die Steine, groß und klein, trocken und naß, die in seinem Bette lagen und gegen die das Wasser schäumte und broddelte und rauschte, als wenn es große Eile hätte. Es war sehr kitzlich über diese Steine zu gehen; bald schwankten sie auf einem lockeren, bald glitten sie aus auf einem nassen, und dann und wann mußten sie große Sprünge von Fels zu Fels machen, da sie anders nicht fortkommen konnten, unter augenscheinlicher Gefahr hineinzustürzen. Aber sie lachten der Gefahr, sprangen lustig weiter, hielten sich nirgends lange genug auf, um das Gleichgewicht zu verlieren, und amüsirten sich erstaunlich. Manchmal fehlte nur ein Haar, und sie wären hineingestürzt; aber das machte sie nur noch lebhafter. Der Bach bildete, wie Nancy

gesagt hatte, eine ganze Reihe von kleinen Wasserfällen, da sein Lauf sehr abschüssig und sehr felsig war. Und an manchen Stellen standen Dümpfel, die tief genug waren, um sie gehörig zu durchnässen, um nicht mehr zu sagen, wenn sie ausgeglitten und hineingefallen wären. Aber dies geschah nicht. Zu gehöriger Zeit, wiewol mit einiger Schwierigkeit erreichten sie die Stelle, wo der Bach aus dem Walde in das offne Feld trat, und von dort machte er eine scharfe Wendung nach der Rechten, am Rande von Bäumen eingefaßt, deren Gesellschaft er ungern zu verlassen schien.

„Ich glaube, wir thun nun besser, auf den Fahrweg zurückzukehren,“ sagte Nancy, „wir sind ein gutes Stück von Hause weg.“

Drittes Kapitel.

Butter-Schnitzel.

Mehlsäcke stehen hinterm Thor
Und voll sind alle Kästen,
Und Mutter gute Kuchen bäckt
Und kocht und brät vom Besten.
Ein fettes Schwein, eine glatte Kuh,
Sie stehn im Stalle draußen,
Indeß mit mehligem Gesicht
Frau Miez vergißt das Mausen.

Schottisches Lied.

Sie ließen den Wald und den Bach hinter sich und kamen über ein großes Stück Feld, dann kletterten sie über eine Fence in ein anderes. Sie waren in der Mitte desselben, als Nancy Helenen anhielt, und ihren Blick nach Westen richten hieß, wo ein hoher Berg ragte, den die Bäume ihren Blicken nicht mehr bargen.

„Ich sagte Dir, ich wollte Dir zeigen, wo ich wohne," sagte sie. „Sieh nun dort, fast an der Spitze des Berges und ein wenig rechts — siehst

Du — das kleine Haus dort? Du mußt scharf hinsehen, es ist fast so braun wie der Fels. Erkennst Du es? Es steht dicht bei der großen Fichte; aber sie sieht nicht groß von hier aus. Es ist der kleine schwarze Punkt, nahe am Gipfel.

„Ich sehe es nun,“ sagte Helene, „dort also wohnst Du?“

„Das thue ich und das möchte ich gerade nicht; aber Großmutter gefällt es; sie will dort bleiben. Gott soll mich leben lassen, wenn ich weiß, warum? wenn sie mich nicht damit ärgern will. Glaubst Du, daß es Dir gefallen würde, auf dem Gipfel eines solchen Berges zu wohnen?“

„Nein, ich glaube es nicht,“ sagte Helene; „ist es nicht sehr kalt droben?“

„Kalt! Du kannst es Dir gar nicht denken; dort pfeift der Wind, sage ich Dir, er könnte einen zerreißen, manchmal muß ich mich an den Bäumen anhalten, um nur nicht fortgeblasen zu werden. Und dennoch schickt mich Großmutter jeden Morgen vor Thau und Tage hinaus, um nach der Kuh zu sehen, und kümmert sich nicht darum, wie tief der Schnee ist; und es ist so bitter kalt, daß ich nichts Anderes erwarte, als daß ich an einem schönen Tage erfriere.“

„O!“ sagte Helene mit einem Blicke des Schreckens, „wie kann sie das thun?“

„O!“ sagte die Andere, „das kümmert sie nicht;

sie sieht, daß ich mir jeden Winter die Nase erfriere, und das macht keinen Unterschied."

„Die Nase erfrieren!" sagte Helene.

„Jawol," sagte die Andere und nickte bestätigend, „jeden Winter und sie thaut wieder auf, wenn das warme Wetter kommt."

„Und ist das der Grund, weshalb sie so klein ist?" fragte Helene unschuldig und sehr neugierig.

„Klein?" sagte die Andere, scharlachroth vor Wuth. „Was meinst Du damit? sie ist so groß wie die Deine, das sage ich Dir."

Helene griff unwillkürlich mit der Hand ins Gesicht, um zu sehen, ob Nancy die Wahrheit spräche. Etwas beruhigt, als sie einen sehr entschiedenen Bogen fand, wo die Nase ihrer Gefährtin der Schönheitslinie ermangelte, antwortete sie ihrerseits: „Das ist nicht wahr Nancy, Du solltest nicht so sprechen, Du weißt es besser."

„Ich soll es besser wissen, ich soll nicht sprechen!" antwortete die Andere wüthend, „wenn ich Deine Nase hätte, wollte ich sie mit Vergnügen erfrieren, lieber wollte ich gar keine haben. Ich würde jeden Tag daran ziehen, wenn ich an Deiner Stelle wäre, damit sie wüchse."

„Ich glaube, es ist wahr, was Tante Fortuna von Dir sagte," entgegnete Helene; sie war hochroth geworden, aber sie sagte weiter nichts und ging in würdigem Schweigen weiter. Nancy schritt vor ihr

her, und beobachtete ebenfalls Stillschweigen. Aber es sah nicht gerade sehr würdig aus, wie sie es wollte. Allmälig kühlten sich Beide ab und Nancy wollte herauszubekommen suchen, was Miß Fortuna von ihr gesagt hätte, als sie am Rande des nächsten Feldes wieder an den Bach kamen. Nachdem er eine lange Strecke nach rechts gelaufen, hatte er sich hier umgewandt, und floß in der entgegengesetzten Richtung. Aber wie sollten sie hinüber kommen? Der Bach floß zwischen ihnen und einem hohen Ufer auf der anderen Seite, das so hoch war, daß sie nicht sehen konnten, was darüber hinaus lag. Es waren keine Steine da, auf die sie treten konnten; das Einzige, was wie eine Brücke aussah, war ein alter Stamm, der über den Bach gefallen, oder vielleicht einmal mit Fleiß darüber gelegt worden war; und dieser lag über die Hälfte im Wasser. Was übrig blieb war vom Moose und schlüpfrigem Schlamme überzogen. Helene fürchtete, sich demselben anzuvertrauen. Aber was sollte sie thun? Nancy erledigte bald die Frage, insoweit sie betheiligt war: sie zog ihre dicken Schuhe aus und lief furchtlos über die rohe Brücke. Ihre Barfüßigkeit brachte sie sicher hinüber, und bald sah Helene, daß sie sich triumphirend auf der anderen Seite die Schuhe wieder anzog. Aber als sie sich so zurück und allein gelassen sah, wuchs ihre Verlegenheit.

„Ziehe die Schuhe aus, wie ich's gemacht habe," sagte Nancy.

„Ich fürchte, mir die Füße naß zu machen; ich weiß, die Mama würde es nicht zugeben."

„Du fürchtest, Dir die Füße naß zu machen?" sagte die Andere. „Was für eine Puppe Du bist! Nun, wenn Du versuchen willst, mit den Schuhen herüber zu kommen, so wirst Du hinein fallen, das sage ich Dir; und dann wirst Du Dir noch mehr naß machen, als die Füße. Aber komme wie Du willst, ich will nicht länger hier stehen und warten."

So gedrängt machte sich Helene auf den gefährlichen Weg über die Brücke. Langsam und voll Furcht und so achtsam, wie möglich, setzte sie einen Fuß um den anderen auf den schlüpfrigen Stamm. Bereits war die halbe Gefahr vorüber und sie griff nach Nancy's ausgestreckter Hand. Da griff sie fehl — vielleicht durch Nancy's Schuld — verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Kopfe voran in's Wasser. Das Wasser war tief genug, um sie völlig zu bedecken, wie sie da lag; aber nicht tief genug, daß sie sich nicht wieder aufraffen konnte. — Sie war sehr erschrocken, aber sie suchte zuerst zum Sitzen und dann auf ihre Füße zu kommen und dann an das Ufer zu waten. Doch war sie mehr als ein Mal in Gefahr, wieder zurückzufallen. — Das Wasser war sehr kalt, und vollständig ernüchtert, fühlte sich die arme Helene kalt an Leib und Seele. Ihre ganze Heiterkeit war fort! zum Theil aus dem Grunde, weil Nancy außer sich vor Freude über ihr Unglück war. Die Luft

schallte von ihrem Gelächter, sie verglich Helenen mit allem Lächerlichen, was sie nur finden konnte. Helene fühlte sich zu elend, um böse zu werden, sie konnte nicht lachen und wollte nicht weinen. Aber in ihrem Schmerze rief sie aus: „O! was soll ich thun? mich friert zu sehr!“

„Komm,“ sagte Nancy, „gieb mir Deine Hand, wir wollen gegenüber nach Mrs. Vanbrunts Hause laufen, das ist nicht weit; es ist gerade hier hinüber. Da,“ sagte sie, als sie auf die Höhe des Ufers kamen und ein Haus vor sich sahen, das nur einige Felder fern stand, „da ist es. Renne ein wenig, Helene, und wir werden sogleich dort sein.“

„Wer ist Mrs. Vanbrunt?“ fragte Helene, als Nancy sie fortzog.

„Wer sie ist? Nun, es ist eben Mrs. Vanbrunt, die Mutter von Euerem Mr. Vanbrunt. Beeile Dich Helene. Es hat neulich genug geregnet, ich fürchte, es wird nicht gut für's Gras sein, wenn Du zu lange an einer Stelle bleibst. Mache rasch. Ich fürchte, Du bekommst den Schnupfen. Du hast Dir die Füße recht ordentlich naß gemacht.“

Sie rannten Beide und nach einigen Minuten kamen sie an Mrs. Vanbrunts Thür. Der kleine Ziegelweg, der von der Hofthür dahinführte, war so nett wie gemalt. Und so war Alles, worauf das Auge fiel; und als Nancy hinein ging, blieb Helene an der Thür stehen und wollte ihre nassen Schuhe und

triefenden Kleider nicht weiter tragen. Sie konnte indeß hören, was drin vorging. „Halloh! Mrs. Vanbrunt!" schrie Nancy, „wo stecken Sie? Ho! Mrs. Vanbrunt, brauchen Sie Wasser? Ich habe Ihnen welches mitgebracht, es steht draußen. Wir wollen es Ihnen erst hereinbringen, wenn wir wissen, daß Sie es brauchen können. O! Mrs. Vanbrunt, sehen Sie nicht so verwundert drein, oder ich muß mich todtlachen. Kommen Sie und sehen Sie."

Es kamen Schritte auf die Thür zu und zuerst erschien Nancy und dann eine kleine alte Frau — aber auch nicht sehr alt — von sehr freundlichem, gutmüthigem Gesicht.

„Was giebt es denn?" sagte sie sehr erstaunt. „Mein Gott! arme Kleine! Was giebt es denn?"

„Nichts in der Welt, als eine Wasserratte, Mrs. Vanbrunt, sehen Sie nicht?"

„Gehe nach Hause, Nancy Vawse, gehe nach Hause," sagte die alte Frau. „Du bist doch ein schlechtes Mädchen. Ich glaube, das ist wieder einer von Deinen Streichen. Mache, daß Du nach Hause kommst! Du thätest besser, wenn Du Dich um Deine Kuh bekümmertest."

Während sie sprach, zog sie Helene in's Haus und schloß die Thür.

„Arme Kleine!" sagte die alte Frau freundlich, „was ist Dir widerfahren? Komm an das Feuer, mein Kind, Du zitterst vor Kälte. Ach! Du bist ja

windelnaß," das ist gewiß Nancy's Werk! Wie kam das, mein Kind? Bist Du nicht Miß Fortuna's Kleine? Es schadet nichts, Schätzchen, wenn Du auch nicht sprichst; Du hast ja nicht ein Bischen Farbe im Gesicht!"

Die gute Mrs. Vanbrunt hatte Helenen an's Feuer gezogen und ihr inzwischen so schnell als möglich die nassen Kleider herunter gerissen. Dann schickte sie ein Mädchen nach reinen Handtüchern und trocknete Helenen vom Kopf bis zu Fuß ab, wickelte sie in eine Decke, ließ sie auf einen Stuhl vorm Feuer setzen und ging selbst, um ihr etwas zum Ankleiden zu holen. — Helene hatte ihr, so gut es ging, gesagt, wer sie sei und wie das Unglück gekommen, aber wenig mehr, wiewol die gute Alte während der Zeit einen Strom von Worten des Mitgefühls und der Theilnahme ausgestoßen. Sie kam sogleich mit einer ihrer Jacken zurückgelaufen, dem Einzigen, was sie finden konnte, das irgend wie für Helene paßte. Sie war immer noch viel zu groß für sie, aber Mrs. Vanbrunt wickelte sie hinein und schlug wieder die Decke über sie, und dann schäfterte sie umher, bis sie ihr einen Becher heißen Thee gemacht hatte, damit Helene, wie sie sagte, nicht den Schnupfen bekommen solle. Der Thee schmeckte nichts weniger als angenehm, denn er bestand aus bitteren Kräutern und war mit Molasse süß gemacht. Aber Helene schluckte ihn hinunter, wie sie von so lieben Händen Alles genommen haben würde, und die alte Frau trug sie selbst in ein

kleines Zimmer, das an die Küche stieß und legte sie in ein Bett, das für sie ausgewärmt worden war. — Helene war außerordentlich müde und schwach und bedurfte kaum der Nachhilfe des Kräuterthees, um in einen sehr tiefen Schlaf zu verfallen. Vielleicht würde er ohne denselben nicht so lange gedauert haben. — Der Nachmittag wurde zum Abend, der Abend wurde sehr dunkel und Helene regte sich noch immer nicht. Und nach jedem Gange, den Mrs. Vanbrunt in das Schlafzimmer machte, um nachzusehen, wie sie sich befände, kam sie mit den Worten zurück, daß sie sich freue, daß Helene noch so gut schliefe. — Auch andere Augen blickten sie eine Minute lang an, liebe, freundliche Augen, wiewol auch Mrs. Vanbrunts Augen lieb und freundlich waren; und einmal berührte ein leiser Kuß ihre Stirn — es war keine Gefahr, daß sie aufwachte.

Es war völlig dunkel in dem kleinen Zimmer, und es war schon eine gute Weile so gewesen, als Helene von einem Geräusch geweckt wurde. Und dann hörte sie eine rauhe Stimme, die sie sehr gut kannte. Da sie sich schwach und ohnmächtig fühlte und auch erst halb wach war, blieb sie ruhig liegen und lauschte. Sie hörte die äußere Thür sich öffnen und schließen, dann sagte die Stimme: „Also Du hast mein verirrtes Lamm hier, Mutter?“

„Ja, ja,“ erwiderte die Stimme der Mrs. Van-

brunt, „Du hast es wol gesucht? Wie erfuhrst Du daß sie hier sei?“

„Nach ihr gesucht! Ja, seit die Sonne unterging. Sie ist schon seit heute Morgen im Hause vermißt worden. Ich glaube, ihre Tante hat etwas Angst um sie, und ich auch, das muß ich sagen. Es ist ein so sonderbares, kleines Geschöpf, wie ich jemals gesehen habe.“

„Es ist eine liebe, kleine Seele, das weiß ich,“ sagte seine Mutter. „Du brauchst nichts wider sie zu sagen, ich glaube es nicht.“

„Das will ich auch nicht. Ich bin ihr bester Freund, wenn sie es nur wüßte. Aber denke Dir,“ sagte Mr. Vanbrunt lachend, „ich wollte heute Vormittag einen Kuß von ihr haben, und wenn ich eine Eule gewesen wäre, hätte sie sich nicht mehr fürchten können. Sie lief davon, wie ein gehetztes Reh, und Miß Fortuna sagte, sie sei nicht gescheidt und das war das Letzte, was wir von ihr gesehen.“

„Aber wie erfuhrst Du, daß sie hier sei?“

„Ich traf das nichtsnutzige Mädchen, die Vawse, und sie mußte mir es sagen, wiewol sie zuerst nicht wollte. Es ist schlimm für Helene, wenn sie sich mit diesem bösen Geschöpfe abgiebt.“

„Sie wird es nicht thun! Nancy hat sie ein Stück mit weggenommen und sie in den Bach fallen lassen. Und dann brachte sie sie hierher, so triefend naß, wie sie nur sein konnte. Ich gab ihr etwas heißen Thee

und brachte sie in's Bett. Und das wird ihr gut thun, glaube ich. Aber ich sage Dir, es war mir ganz seltsam, als ich das arme kleine Ding so weiß wie Asche werden sah; und sie zitterte wie Espenlaub, und sie sah so betrübt aus. Jetzt schläft sie gut, aber es ist nicht recht, wenn ein kindliches Gesicht so aussieht. Es ist nicht recht!" wiederholte Mrs. Vanbrunt gedankenvoll. „Hast Du zu Abend gegessen?"

„Nein, Mutter, und ich muß erst das Mädchen zurückbringen. Ist sie noch nicht wach?"

„Ich will sogleich nachsehen. Aber sie geht nicht nach Hause, und Du auch nicht, Brahm, bis Ihr Euer Abendbrod gegessen habt. Es wäre eine Sünde, sie so weggehen zu lassen. Sie soll heute Abend meine Schnitzel kosten, ich habe sie ausdrücklich für sie gemacht. So lege nur Deinen Hut ab und setze Dich."

„Du denkst, sie wissen zu lassen, wo sie hinkommen soll, wenn sie etwas Gutes schnabeliren will, Mutter? Nun, ich will nicht sagen, daß es nicht der Mühe werth wäre, auf Schnitzel zu warten."

Helene hörte, wie er sich niedersetzte und errieth aus den Worten, daß Mrs. Vanbrunt und ihr Mädchen sich daran machten, die Schnitzel zu backen. Sie lag ganz ruhig.

„Du bist ein guter Freund," sagte die alte Frau wieder, „Niemand weiß das besser, als ich.

Aber ich hoffe, das arme kleine Ding hat heute einen anderen bekommen, der mehr für sie thun kann, als Du."

„Wie? Dich selbst Mutter? Das weiß ich nicht!"

„Nein, nein, denkst Du, ich meine mich selbst — wende die Schnitzel rasch um, Sally — Miß Alice ist hier gewesen."

„Wie, diesen Abend?"

„Kurz vor dem Dunkelwerden. Auf ihrem braunen Pony. Sie kam eine Minute herein, und ich nahm sie — sie werden anbrennen, Sally — ich nahm sie mit hinein, um ihr das Kind zu zeigen, das fest schlief. Und ich sagte ihr Alles, was Du mir über sie mitgetheilt hattest. Sie machte nicht viel Worte, aber sie sah sie so süß lächelnd an, wie sie es immer macht, so daß ich vermuthe — aber ich muß nur nach meiner kleinen Schläferin sehen."

Mrs. Vanbrunt kam an das Bett mit einem Lichte, und trug auf einem Arme Helenens Kleider, die sie getrocknet hatte.

Helenen war es ums Herz, als wenn sie ihre alte, freundliche Pflegerin hätte umarmen und von ganzer Seele hätte küssen können. Aber es war nicht ihre Weise, ihre Empfindungen vor Fremden sehen zu lassen. Sie ließ sich schweigend von Mrs. Vanbrunt ankleiden, und sagte nur mit einem Seufzer: „Wie gut sie gegen mich sind, Madame," worauf die alte Frau

mit einem Kusse antwortete, und ihr sagte, sie solle kein Wort darüber verlieren.

Die Küche erglänzte im Kaminfeuer und im Kerzenlichte. Der Theetisch nahm sich schön aus mit seinen Tellern voll weißer Schnitzel, nebst vielen anderen nahrhaften Speisen. Und an der Ecke des Kamins saß Mr. Vanbrunt.

„Ich habe Sie also heute Morgen fortgetrieben?" sagte er lächelnd, als Helene herein kam und sich an die andere Ecke stellte. „Sie sind nicht mehr böse auf mich, hoffe ich?"

Helene ging sogleich auf ihn zu und sagte, indem sie ihre kleine Hand in seine große, rauhe legte: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Mr. Vanbrunt, daß Sie sich so sehr bemühen und hierher kommen und nach mir sehen." Das sagte sie mit einer dankbaren und vertrauensvollen Miene, die ihm sehr wohl gefiel.

„Bemühen!" sagte er gutmüthig, „ich wollte mich alle Tage in der Woche doppelt so viel bemühen, wenn Sie mir geben wollten, was Sie mir heute Vormittag abschlugen. Aber fürchten Sie nicht, Miß Helene, daß ich Sie wieder darum bitte." Er schüttelte ihr die kleine Hand, und seit dieser Zeit waren Helene und ihr rauher Wagenführer die besten Freunde.

Mrs. Vanbrunt rief sie nun zu Tische und Helenen wurde von den Butter-Schnitzeln vorgelegt, — eine Art Pfannkuchen, sehr dünn und scharfgebacken, und dann zerschnitten und gebuttert — woher sie ihren

Namen haben. Es war ein heiteres Mahl, was immer ein Epikuräer von dem Thee gedacht haben möchte. Helenen in ihrem ausgehungerten Zustande schmeckte es trefflich. Und kein Epikuräer hätte den rohen Schinken und die Butter und die Schnitzel tadeln können. Aber viel besser, als das Alles, war die herzliche Freundlichkeit, die das Alles gab. Helene genoß auch von der letzteren mehr, als von allem Anderen. Wenn ihr Wirth und ihre Wirthin nicht sehr gebildet waren, so konnten sie doch nicht in ihrer Güte gegen sie, und in ihrer Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse übertroffen werden. Und als die Mahlzeit endlich vorüber war, erklärte Mrs. Vanbrunt, daß ein wenig Farbe in die blassen Wangen zurückgekehrt sei. Einige Minuten später kehrte die Farbe wirklich zurück, als eine große, dreifarbige Katze in das Zimmer kam. Helene sprang von ihrem Stuhle auf und liebkos'te Puß auf das Zärtlichste, die ihrerseits den Kopf streckte und schnurrte, als wenn sie sich dabei sehr wohl befände.

„Was für eine hübsche Katze!“ sagte Helene.

„Sie hat fünf Junge,“ sagte Mrs. Vanbrunt.

„Fünf Junge!“ rief Helene, „o darf ich manchmal hierher kommen, und sie mir ansehen?“

„Du sollst sie auf der Stelle sehen, mein Kind, und dann komme so oft Du willst. Sally, nimm einen Korb und hole die Kätzchen herein.“

Mr. Vanbrunt fing nun an zu sprechen, daß es

hohe Zeit sei, zu gehen, wenn sie gehen wollten. Aber seine Mutter bestand darauf, daß Helene bleiben solle, wo sie sei. Sie sagte, sie könne diesen Abend nicht nach Hause gehen, und solle keinen Schritt thun, und Brahm solle gehen und Miß Fortuna sagen, daß das Kind wohl und gut aufgehoben sei, und daß sie früh am anderen Morgen bei ihr sein würde. Mr. Vanbrunt schüttelte zwei oder drei Mal den Kopf, willigte aber endlich zu Helenens großer Freude ein. Als er zurückkam, saß sie auf dem Boden vor dem Feuer und hatte alle fünf Kätzchen im Schooße, und die alte Katze umkreiste sie und lief manchmal über sie und ihre Jungen hinweg. Aber Helene blickte mit einem glücklicheren Gesichte auf, als er jemals an ihr gesehen hatte, und sagte zu ihm, sie sei ihm sehr dankbar, daß er einen so weiten Weg für sie gemacht habe. Und Mr. Vanbrunt fühlte, daß er, wie seine Ochsen, mit Vergnügen hätte noch viel mehr thun können.

Viertes Kapitel

Getäuschte Hoffnung.

Es steht kaum in des Menschen Macht,
Daß er nicht manchmal saure Mienen macht.
Burns.

Ehe am anderen Morgen die Sonne aufging, erschien Mrs. Vanbrunt in Helenens Zimmer und weckte sie. „Es ist wirklich eine Schande, Dich aufzuwecken,“ sagte sie, „wenn Du noch so gut schläfst. Aber Brahm muß auf die Arbeit, und länger darf das Frühstück nicht warten. Gut geschlafen?“

„O ja wol! wie ein Siebenschläfer,“ erwiderte Helene und rieb sich die Augen, „ich bin noch kaum munter.“

„Ich sage, es ist zu schlecht,“ sagte Mrs. Vanbrunt, „aber es hilft nichts. Du hast doch kein Kopfweh und keinen Schmerz in den Gliedern?“

„Nein, Madame, nicht im Mindesten; ich befinde mich ganz wohl.“

„Ah! gut so," sagte Mrs. Vanbrunt, „dann hat Dir Dein Fall nichts geschadet; ich dachte mir's, arme kleine Seele!"

„Ich freue mich, daß ich in den Bach gefallen bin," sagte Helene, „denn sonst würde ich nicht hierher gekommen sein, Mrs. Vanbrunt."

Die alte Frau küßte sie zum Dank.

„O! kann ich mir nicht noch die Kätzchen ansehen?" sagte Helene, als sie fertig war.

„Du sollst sie sehen," sagte Mrs. Vanbrunt, „und wenn Brahm noch so große Eile hätte, und er hat sie nicht. Komm, meine Liebe." Sie führte Helenen in eine große Rumpelkammer, wo Puß und ihre Familie in einem Winkel auf einigen alten Teppichfetzen lagen. Wie zärtlich strich Helenens Hand über die kleinen weichen Rücken hin! Wie schwer wurde es ihr, sie zu verlassen!

„Würdest Du Dir nicht gern ein Kätzchen mit nach Hause nehmen?" sagte Mrs. Vanbrunt endlich.

„O! darf ich?" sagte Helene und blickte mit freundlichem Blicke auf. „Ist das Ihr Ernst? O! ich danke Ihnen, meine liebe Mrs. Vanbrunt; wie werde ich mich freuen!"

„Suche Dir eins aus, was Dir am besten gefällt, und Brahm wird Dir es tragen."

Die Wahl war bald getroffen, und Mrs. Vanbrunt und Helene kehrten in die Küche zurück, wo Mr. Vanbrunt bereits eine Zeit lang gewartet hatte. Er

schüttelte den Kopf, als er sah, was in dem Korbe war, den ihm seine Mutter gereicht hatte.

„Das geht nicht,“ sagte er, „das geht nicht, Mutter; ich will Miß Helene gut nach Hause bringen, aber die Katze — das wäre mehr, als ich vertreten könnte. Ich glaube, ich käme kaum mit heiler Haut davon.“

„Nun, was ist da zu thun?“ sagte Mrs. Vanbrunt.

Helene warf einen sehnsüchtigen Blick auf ihren kleinen, schwarz und weißen Liebling, der an dem Korbe in die Höhe zu klettern suchte, und zugleich mit höchst unzufriedenem Ausdrucke miaute. Wiewol sie sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht sah, so machte sie doch gute Miene zum bösen Spiele. Zuerst setzte sie die kleine Katze aus dem kleinen Korbe, der ihr so wenig zu gefallen schien, auf den Boden und nahm Abschied von ihr; dann wendete sie sich zu der guten alten Frau, die dastand und sie beobachtete, umschlang ihren Hals und sprach ihre Dankbarkeit schweigend in einem herzlichen Kusse aus. „Leben Sie wohl, Madame,“ sagte sie; „darf ich manchmal kommen und Sie und die Kätzchen besuchen?“

„Das sollst Du, mein liebes Kind,“ sagte die alte Frau, „so oft Du willst — so oft Du fortkommen kannst. Ich werde Dich manchmal von Brahm nach Hause bringen lassen. Nicht wahr, Brahm, Du wirst sie begleiten?“

„Es gehören nur zwei Worte zu dem Handel, Mutter, das kann ich Dir sagen; wenn ich's aber nicht thue, so weiß ich, warum?"

Und sie gingen. — Helene seufzte erst zwei oder drei Mal, aber bald mußte sie heiter werden. — Es war früh am Morgen; die Sonne war noch nicht aufgegangen; die kühle Frische des Morgenthau's genügte, um Einem neues Leben und frischen Muth zu geben. Der Himmel war hell und klar, und Mr. Vanbrunt ging raschen Schrittes dahin. Durch das Gehen aufgeregt, vergaß Helene rasch alles Unangenehme. Ihr kleines Köpfchen beschäftigte sich nur mit angenehmen Dingen. Sie sah nach dem silbernen Lichte, das im Osten die Ankunft der Sonne verkündigte. Sie sah, wie sich das Silber in Gold verwandelte, bis ein gelber Schein die ganze Landschaft malte. Und dann fielen die ersten Lichtstrahlen auf die Gipfel der Berge — die Sonne ging auf! Es war dies für Helenen ein neuer Anblick. „Wie schön! o! wie schön!" rief sie aus.

„Ja," sagte Mr. Vanbrunt nach seiner langsamen Weise, „das wird ein schöner Tag für's Feld werden. Ich glaube, ich werde mit den Ochsen nach der großen Wiese hier fahren."

„Sehen Sie nur," sagte Helene, „wie das Licht am Bergabhange herunterkriecht; jetzt ist es bis zum Walde gekommen, o! sehen Sie nur die Gipfel der Bäume! Ich wünschte, Mama wäre hier!"

Mr. Vanbrunt wußte nicht, was er dazu sagen sollte; er wünschte ihretwegen dasselbe.

„Da," sagte Helene, „jetzt scheint die Sonne auf die Fence, die Straße und die Felder. Ich möchte wissen, aus welchem Grunde die Sonne zuerst die Gipfel der Berge bescheint und dann so langsam herabkommt. Warum scheint sie nicht auf Alles zugleich von vorn herein?"

Mr. Vanbrunt schüttelte unschlüssig den Kopf; er vermuthete, es wäre immer so.

„Ja," sagte Helene, „ich glaube dasselbe; aber das ist's ja eben, ich möchte den Grund wissen, warum? Ich bemerkte eben jetzt, daß sie mir ins Gesicht schien, ehe sie meine Hand berührte. Ist das nicht seltsam?"

„Hm! es ist Vieles seltsam, wenn Sie wollen," sagte Mr. Vanbrunt philosophisch. Aber Helenens Kopf sprang von dem Einen zum Anderen; und ihre nächste Frage war der Sache nicht so fremd, wie ihr Gefährte hätte denken mögen.

„Mr. Vanbrunt, giebt es Schulen hier herum?"

„Schulen?" sagte der Angeredete, „ja, es giebt viele Schulen."

„Gute?" fragte Helene.

„Nun, das weiß ich nicht genau. Capitain Conklins Schule sollte gut sein; er ist ein gescheidter Mann, wie man sagt."

„Wo liegt sie?" fragte Helene.

„Seine Schule? Eine Meile oder so etwas über meinem Hause.“

„Und wie weit ist es von Ihrem Hause bis zu Tante Fortuna's?“

„Ein gutes Stück über zwei Meilen; aber wir werden bald dort sein. Sie sind doch nicht müde?“

„Nein,“ sagte Helene. Aber diese Erinnerung gab ihren Gedanken eine neue Richtung, und ihre Munterkeit hatte plötzlich ein Ende. Ihr vorher munterer und elastischer Schritt wurde langsam und zögernd, so daß Mr. Vanbrunt mehr als ein Mal wiederholte, er sehe, daß sie müde sei.

Wenn es das war, wurde Helene sehr rasch müde. Sie blieb mehr und mehr zurück, je näher sie dem Hause kamen; und zuletzt blieb sie ganz zurück, und ließ Mr. Vanbrunt zuerst hineingehen.

Miß Fortuna war mit dem Frühstück beschäftigt, und machte ein Gesicht, wie Mr. Vanbrunt es nachher beschrieb, als wenn sie hätte einen großen Bretnagel durchbeißen können, und als wenn ihr diese Operation wirklich Vergnügen machte.

Sie nahm zuerst gar keine Notiz von ihnen, und schäfterte mit großem Eifer hin und her; aber plötzlich stellte sie sich gerade vor Helenen hin und sagte: „Warum kamst Du gestern Abend nicht nach Hause?“ Die Worte wurden mehr herausgestoßen, als gesprochen.

„Ich war im Bache naß geworden,“ sagte

Helene, „und Mrs. Vanbrunt war so freundlich, mich da zu behalten.“

„Auf welchem Wege kamst Du gestern aus dem Hause?“

„Durch die Vorderthür.“

„Die Vorderthür war verschlossen!“

„Ich schloß sie auf.“

„Weshalb gingst Du dort hinaus?“

„Ich wollte nicht hier hinausgehen.“

„Warum nicht?“

Helene zauderte.

„Warum nicht?“ fragte Miß Fortuna mit größerem Nachdrucke als vorher.

„Ich wollte Sie nicht sehen,“ sagte Helene erröthend.

„Wenn Du es noch einmal thust,“ sagte Miß Fortuna in einer Art kalter Wuth, „so habe ich große Lust, Dich durchzuhauen, so wahr ich — immer zu essen hatte!“

Die Röthe schwand von Helenens Wangen und ein Schauder überkam sie sichtbar, aber nicht aus Furcht. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen und zusammengepreßten Lippen da; ein gewisser Instinkt kindlicher Würde warnte sie, zu widersprechen.

Mr. Vanbrunt warf sich zwischen sie.

„O, ruhig,“ sagte er, „das wird zu viel des Guten. Schlagen Sie Ihren Rahm, Madame, so viel Sie wollen; oder wenn Sie Ihre Hand an sonst

Etwas legen müssen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie erst mich zu beseitigen haben."

„Nun, Vanbrunt," sagte die Dame bissig; „kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen."

„Das weiß ich nicht," sagte Mr. Vanbrunt, „es mag sein, daß mich die Sache nichts angeht; aber — einmischen hin, einmischen her, Miß Fortuna, ich muß auf's Feld, und wenn Sie kein besseres Frühstück für Miß Helene und mich haben, dann können wir in Gottes Namen wieder heimgehen. Aber da ist ja Etwas im Kessel, das ungewöhnlich gut riecht, und ich wünschte, Sie setzten es uns vor, ohne weitere Worte zu machen."

Miß Fortuna verschwendete diesen Morgen kein Wort mehr an irgend Jemanden. Sie setzte schweigend ihre Arbeit fort und trug das Frühstück auf mit einem Gesichte, das Helene nicht ganz verstand. Nur dachte sie, sie habe in ihrem Leben kein so unangenehmes Gesicht gesehen. Das Frühstück war sehr feierlich und unbehaglich. Helene konnte kaum schlucken und ihre Tante schien fast in derselben Lage zu sein. Nur Mr. Vanbrunt und die alte Großmutter machten ihr Frühstück wie gewöhnlich ab; und Niemand machte einen Versuch der Unterhaltung, als die Letztere, die wie gewöhnlich brummte, worauf Niemand achtete, und der Erstere, der ein oder zwei Mal seltsam grunzte, was, wenn es eine Bedeutung hatte, Niemand in seiner Bedeutung zu erfassen sich Mühe gab.

Zwischen Helenen und ihrer Tante war nun ein Bruch eingetreten, den Beide durch keine Anstrengung wieder gut machen konnten. Miß Fortuna knüpfte das unangenehme Gespräch nicht wieder an, das Mr. Vanbrunt unterbrochen hatte. Sie überließ Helenen ganz sich selbst und sprach kaum ein Wort mit ihr und schien es nicht zu bemerken, wenn sie hinausging oder wenn sie hereinkam. Und dies dauerte Tag auf Tag. Die Zeit verstrich. Nach einem oder zwei Tagen schien Mr. Vanbrunt wieder eben so hoch in Miß Fortuna's Gunst zu stehen, wie vorher. Nicht so Helene; gegen sie trug ihr Gesicht, wenn Niemand anders zugegen war, immer etwas von dem kalten, harten, unangenehmen Ausdrucke, den es nach Mr. Vanbrunts Einmischung angenommen hatte und den Helene allmälig mit wahrem Abscheu betrachtete. Sie hielt sich so viel als möglich von ihr entfernt. Aber sie wußte nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte, und aus Ermangelung von etwas Besserem verbrachte sie dieselbe oft in Thränen. Sie ging einen Abend nach dem andern rathlos zu Bett und stand einen Morgen nach dem andern verstimmt auf. Und es dauerte so lange, daß Mr. Vanbrunt seiner Mutter mehr als einmal sagte, das arme kleine Mädchen gehe umher wie ein Geist, und werde mit jedem Tage magerer und bläßer. Er wisse nicht, was aus ihr werden solle, wenn das so fortginge.

Helene sehnte sich jetzt mit unaussprechlichem Ver-

langen nach einem Briefe, aber es kam keiner. Ein Tag nach dem andern brachte neue Täuschung, jeder Tag gab Schwereres zu tragen. Von ihrem einzigen Freunde, Mr. Vanbrunt, sah sie wenig; er war während des schönen Wetters viel auf dem Felde, und wenn es regnete, war Helene selbst eine Gefangene zu Hause, wohin er nur zu den Tischzeiten kam. Die alte Großmutter zeigte große Lust, sie an sich zu ziehen; aber Helene schrak, sie wußte kaum warum, vor ihren Liebkosungen zurück und suchte es zu vermeiden, mit ihr allein zu sein; denn dann rief sie die Alte regelmäßig zu sich, und sie mußte sich so viel küssen, hätscheln und liebkosen lassen, daß sie froh war, wenn sie loskommen konnte. In der Gegenwart ihrer Tante wurde das selten versucht und niemals geduldet. Miß Fortuna riß Helene immer weg, sagte ihrer Mutter, sie möchte doch das lassen, und fügte hinzu, es sei ihr widerwärtig. Helene hatte eine schwache Hoffnung, daß ihre Tante sie in die Schule schicken würde, da sie sie zu Hause zu nichts brauchte und an ihrer Gesellschaft offenbar wenig Vergnügen fand. Aber keine Andeutung der Art kam über Miß Fortuna's Lippen, und da Helene ebensowol darauf wartete, als auf einen Brief von ihrer Mutter, so war sie täglich verurtheilt, keine Befriedigung zu finden, und ihr Verlangen wurde durch die Verzögerung derselben nur noch heißer.

Nur ein Vergnügen blieb Helenen im Laufe des

Tages und das eine genoß sie mit der Gier eines Geizhalses. Es war, des Morgens und des Abends die Kühe melken zu sehen. Deshalb stand sie sehr früh auf und wartete, bis die Leute nach den Eimern kamen. Dann sprang sie hinweg aus dem Hause und nach dem Hofe. Dort standen die Milchkühe, fünf an der Zahl, umher, jede in ihrer besonderen Ecke des Hofes, und warteten der Enthebung ihrer Bürde. Es waren schöne gute Thiere in vortrefflichem Zustande, und sie sahen sehr glücklich und behaglich aus; nichts durfte anders aussehen, was Mr. Vanbrunt's Obhut anvertraut war. Er war zur Melkzeit immer im Hofe oder im Stalle, und unter seinem Schutze fühlte sich Helene sicher und sah mit Vergnügen zu. Es war ein sehr hübscher Anblick, wenigstens dachte sie so. Die guten Kühe standen ruhig da und ließen sich wiederkäuend melken, als wenn es ihnen ein Vergnügen machte. Und die weißen Milchströme schäumten in die Eimer. Dann war es von Interesse für sie, zu sehen, ob Sam oder Johnny zuerst fertig würden, und ob Jane oder Dore einen eben solchen Eimer voll geben würde, wie die Schecke. Und zuletzt ließ Helene sich von Mr. Vanbrunt selbst das Melken lehren. Sie begann mit Zittern, lernte es aber sehr schnell; und mehr als ein Eimer Milch, den Miß Fortuna durchseihte, war ohne ihr Wissen von Helenens Hand gemolken worden. Diese Minuten im Hofe waren für Helene die angenehmsten des Tages. So

lange sie dauerten, war jede Sorge vergessen und ihr kleines Gesicht war so heiter wie der Morgen. Aber das Melken war rasch vorüber und Helenens Stirn umwölkte sich fast so schnell, als sie in den Schatten des Hauses trat.

„Wo ist die Post, Mr. Vanbrunt?“ fragte sie eines Morgens, als sie dastand und dem Schleifen einer Axt zusah. Vanbrunt hielt die Axt in der Hand und die Schärfe sorgfältig an den Schleifstein, den einer der Knechte drehte.

„Wo die Post ist? Nun, drüben in Thirlwall,“ erwiderte Mr. Vanbrunt und blickte von seiner Arbeit auf. „Rascher, Johnny!“

„Und wie oft kommen Briefe?“ sagte Helene.

„Gieb Acht, Johnny, mach Deine Sache ordentlich! — So oft ich sie hole, Miß Helene, und nicht öfter.“

„Und wie oft kommen Sie nach der Stadt, Mr. Vanbrunt?“

„Blos, wenn ich etwas Anderes drin zu thun habe, Miß Helene. Mein Getreide würde niemals in die Scheune kommen, wenn ich immer nach der Post laufen wollte. Und obendrein, zu welchem Zwecke? Ich bekomme nur alle Jahre zwei oder drei Briefe, wiewol ich ein halbes Dutzend Mal nachfrage.“

„Aber für mich wird jetzt einer da sein, oder er wird bald kommen, das weiß ich,“ sagte Helene.

„Wann gedenken Sie wieder hinein zu gehen, Mr. Vanbrunt?“

„Nun, wenn ich das gewußt hätte, wäre ich gestern nach Thirlwall gegangen, ich war nur eine halbe Stunde davon. Ich weiß wahrlich nicht, wann ich diese Woche hineingehen kann; aber ich will mir so bald als möglich einen Bewerb machen, Miß Helene, darauf können Sie sich verlassen. Sie sollen auf Ihren Brief nicht einen Tag länger warten, als ich es ermachen kann.“

„O, ich danke Ihnen, Mr. Vanbrunt, Sie sind sehr gütig. Die Briefe kommen also nicht, außer wenn Sie danach gehen?“

„Nein, oder auch ja. Manchmal bringt sie der alte Mr. Swain, aber er ist lange nicht hier gewesen.“

„Und wer ist das?“ fragte Helene.

„O, es ist ein seltsamer alter Kauz, der in allerlei Geschäften im Lande umherläuft. Er kommt gelegentlich auch hierher. Nun, Johnny, das wird's thun; die Axt ist so scharf, wie ich sie nur brauche.“

„Zu welchem Zwecke wird Wasser auf den Schleifstein gegossen?“ fragte Helene. „Warum geht es nicht eben so gut trocken?“

„Ich kann es nicht sagen,“ erwiderte Mr. Vanbrunt, der langsam seinen Daumen über die Schärfe der Axt zog. „Ihre Fragen sind mir viel zu spitzig, Miß Helene; ich weiß nur, daß es die Axt, oder den

Schleifstein, oder höchst wahrscheinlich Beides verderben würde."

„Es ist sehr seltsam," sagte Helene nachdenklich; „ich wünschte, ich wüßte Alles. Aber, o mein Gott! ich werde wahrscheinlich nicht viel lernen," sagte sie, und ihr Gesicht verlor plötzlich seinen angenehmen, neugierig forschenden Ausdruck, um einer Wolke der Täuschung und Sorge Platz zu machen. Mr. Vanbrunt bemerkte diese Veränderung.

„Wird Sie Ihre Tante nicht in die Schule schicken?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," sagte Helene seufzend; „sie spricht nicht davon, wie sie überhaupt nicht spricht. Aber ich erkläre, ich will es wissen," rief sie aus und wechselte wieder ihre Miene. „Ich will sogleich zu ihr gehen und sie fragen, und da muß sie es mir sagen. Ich will! Ich bin müde, so zu leben; ich will wissen, was sie zu thun gedenkt, und dann kann ich sagen, was ich thun muß."

Mr. Vanbrunt, augenscheinlich sehr zweifelhaft über den Erfolg dieses Verfahrens, strich sich schweigend zwei oder drei Mal abwechselnd das Kinn und seine Axt, und ging endlich fort. Helene, die ihren Muth nicht erkalten lassen wollte, ging geradenwegs in das Haus. Miß Fortuna war indeß nicht in der Küche, und daran war nicht zu denken, daß sie in ihre geheimen Gemächer, in die Milchkammer, den Keller oder die untere Küche folgen dürfe. Helene wartete

eine Weile, aber ihre Tante kam nicht und die Hitze des Augenblicks kühlte sich ab. Sie war nicht mehr so muthig, die Sache in Angriff zu nehmen, wie sie zuerst gewesen war. Sie hatte jetzt eine Angst davor. „Ich will es aber dennoch thun," sagte Helene bei sich selbst; „es wird mir zwar schwer, aber ich will es thun!"

Fünftes Kapitel.

Kein Aufschub.

Für meinen Theil, er hält mich hier zu Hause
Fein bäuerlich, und eigentlich gesprochen, hält er
mich gar nicht.

Shakspeare.

Am anderen Morgen nach dem Frühstück fand Helene die mehr gefürchtete, als gewünschte Gelegenheit. Mr. Vanbrunt war ausgegangen, die Großmutter hatte ihr Zimmer nicht verlassen und Miß Fortuna saß am Feuer und beschäftigte sich mit einigen Geheimnissen der Kochkunst. Nach echter Feiglingsart konnte sich Helene nicht entschließen, sogleich auf die Sache selbst einzugehen, sondern dachte, nach und nach dahin zu kommen — immer ein schlechter Weg —. „Was ist das? Tante Fortuna," fragte sie, nachdem sie sie fünf Minuten mit klopfendem Herzen beobachtet hatte.

„Was?"

„Ich meine, was das ist, was Sie durch den Durchschlag in den Krug seihen?“

„Hopfenwasser,“ antwortete die Tante.

„Zu welchem Zwecke?“

„Ich will das Mehl damit brühen, um Turnpikes zu machen.“

„Turnpikes,“ sagte Helene, „ich dachte Turnpikes wären hohe, gerade Straßen, mit Schlagbäumen hier und dort; so sagte mir Mama.“

„Das sind die Turnpikes, von denen Deine Mama etwas weiß,“ sagte Miß Fortuna in einem Tone, der andeutete, daß Mrs. Montgomery's Erziehung sehr unvollständig gewesen sein müßte. „Und in der That,“ fügte sie sogleich hinzu, „wenn sie mehr Turnpikes gemacht, und weniger für die Schlagbäume bezahlt hätte, würde es besser gewesen sein.“

Helene fühlte den Ton heraus, wenn sie auch die Worte nicht völlig verstand. Sie schwieg einen Augenblick, dann dachte sie an ihren Vorsatz und begann wieder: „Was sind Turnpikes, Tante Fortuna?“

„Kuchen, Kind, Kuchen, Turnpikekuchen, womit ich das Brod einmache.“

„Wie, diese kleinen, braunen Kuchen, die Sie im Wasser aufweichen und in das Mehl mengen, wenn Sie Brod backen?“

„Gott sei bei uns! Ja, Du hast sie zu hunderten gesehen, seit Du hier bist, wenn Du vorher auch keinen einzigen gesehen hast.“

„Ich habe noch keinen gesehen," sagte Helene. „Aber weshalb heißen sie Turnpikes?"

„Das weiß der liebe Gott, ich weiß es nicht. Um Himmelswillen höre auf zu fragen, Helene, ich weiß nicht, was in Dich gefahren ist. Du willst mich wahnsinnig machen!"

„Aber eine Frage muß ich noch an Sie thun," sagte Helene mit klopfendem Herzen.

„Nun, so frage zu, aber rasch und dann abgemacht, und mache, daß Du fort kommst! Ich habe andere Dinge zu thun, als alle Deine Fragen zu beantworten."

Indeß Miß Fortuna saß noch immer ruhig am Feuer und rührte ihr Mehl und Hopfenwasser. Und Helene war es unmöglich, rasch zu sein. Die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, aber endlich kamen sie heraus. „Tante Fortuna, ich wollte Sie fragen, ob ich in die Schule gehen darf?"

„Ja."

Helenens Herz hüpfte vor Freude, die nur ein wenig der eigenthümlich trockne Ton mäßigte, in dem das Wort gesprochen wurde.

„Wann darf ich gehen?"

„Sobald Du willst."

„O! ich danke Ihnen, Madame! In welche Schule soll ich gehen, Tante Fortuna?"

„In welche Du willst."

„Aber ich kenne sie ja gar nicht," sagte Helene, „wie kann ich sagen, welches die beste ist?"

Miß Fortuna schwieg.

„Welche Schulen sind hier in der Nähe?" sagte Helene.

„Capitain Conklins unten am Kreuz und Mrs. Emersons in Thirlwall."

Helene zauderte. Der Name war ihr widerwärtig, aber dessenungeachtet schloß sie, daß die Schule der Dame die angenehmste sein würde.

„Ist Mrs. Emerson eine Verwandte von Ihnen?" fragte sie.

„Nein."

„Es würde mir am liebsten sein, in ihre Schule zu gehen. Ich will dorthin gehen, wenn Sie mir's erlauben. Darf ich?"

„Ja."

„Und ich will nächsten Montag anfangen, darf ich?"

„Ja."

Helene wünschte außerordentlich, daß ihre Tante in einem anderen Tone sprechen möchte. Es war ein beständiger Dämpfer für ihre keimenden Hoffnungen.

„Ich will meine Bücher hervorsuchen," sagte sie, „und sie noch ein wenig ansehen. Aber wie werde ich am besten hinkommen, Tante Fortuna?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich kann doch nicht so weit gehen?"

„Das mußt Du am besten wissen.“

„Ich kann nicht, das weiß ich,“ sagte Helene. „Es ist zwei Stunden bis Thirlwall, sagte Mrs. Vanbrunt; es würde zu viel für mich sein, wenn ich täglich zwei Mal so weit laufen sollte, und außerdem würde ich mich fürchten.“

Todtenstille.

„Aber Tante Fortuna, sage mir doch, was ich thun soll? Wie kann ich es wissen, wenn Du mir es nicht sagst. Wie soll ich in die Schule kommen?“

„Es ist ein Unglück, daß ich keine Equipage halte,“ sagte Miß Fortuna. „Aber Mr. Vanbrunt kann Dich Morgens und Abends im Ochsenwagen fahren, wenn er es thut.“

„Im Ochsenwagen? Aber das würde ihm ja den ganzen Tag kosten, Tante Fortuna. Mr. Vanbrunt würde nichts Anderes zu thun haben, als mich in die Schule zu fahren und nach Hause zu bringen.“

„Natürlich, aber das schadet nichts,“ sagte Miß Fortuna in demselben trocknen Tone.

„Da kann ich nicht gehen, da läßt sich nicht helfen!“ sagte Helene verzweifelnd.

„Warum sagten Sie mir das nicht vorher? Als Sie „Ja“ sagten, dachte ich, Sie meinten es auch so!“ Sie bedeckte ihr Gesicht. Miß Fortuna stand halblächelnd auf und trug ihren Krug mit gebrühtem Mehl in die Speisekammer. Dann kam sie zurück und fing an das Frühstücksgeräth aufzuwaschen.

„Ach! wenn ich nur einen kleinen Pony hätte!“ sagte Helene, „der würde mich hin und zurückbringen und überall mit mir hintraben; wie hübsch das wäre!“

„Ja, wie hübsch das wäre, ja, das wäre sehr hübsch! Und wer sollte hinter Deinem Pony drein traben? Ich glaube, das würdest Du Mr. Vanbrunt überlassen. Und ich würde hinter Dir dreintraben müssen, um Dich aufzusuchen, wenn Du in einem Graben oder Loche den Hals gebrochen hättest. Das würde sehr hübsch sein, das muß ich sagen.“

Helene schwieg. Ihre Hoffnungen waren niedergeschmettert und ihre Täuschung wurde durch kein freundliches oder theilnehmendes Wort gemildert. Alle ihre alten Beschwerden waren ihr noch frisch im Gedächtnisse, und sie dachte in ihrem Sinne, daß ihre Tante die unangenehmste Person sei, die ihr das Unglück jemals in den Weg geworfen. Kein Gefühl der Liebe war in ihrem Herzen thätig, und die Wolke auf ihrer Stirn deutete eben so wol auf Mißvergnügen und Widerwillen, als auf Schmerz und Trauer. — Ihre Tante sah es.

„Woran denkst Du?“ sagte sie ziemlich scharf.

„Ich denke daran,“ sagte Helene, „wie leid es mir thut, daß ich nicht in die Schule gehen kann.“

„Warum? Was brauchst Du so viel zu lernen? Du kannst doch lesen, schreiben, rechnen?“

„Lesen, schreiben, rechnen,“ sagte Helene, „aller-

dings; aber das ist nichts, das sind nur die Anfangsgründe."

„Nun, und was willst Du noch weiter lernen?"

„O! sehr vielerlei!"

„Nun, was?"

„O! sehr vielerlei," sagte Helene, „Französisch, Italienisch und Lateinisch und Musik und Arithmetik und Chemie und Thier=, Pflanzen= und Insecten=Kunde, und o! ich weiß nicht Alles. Aber noch sehr vielerlei! Manchmal fällt mir ein, was ich noch lernen muß, jetzt kann ich mich nicht darauf besinnen. Aber ich thue nichts," sagte Helene traurig, „lerne nichts, studire nicht und vervollkommne mich nicht, wie ich zu thun dachte, Mama wird sich getäuscht finden, wenn sie zurückkommt, und ich dachte ihr damit eine Freude zu machen." Die Thränen traten ihr in die Augen. Sie wollte sie mit Gewalt zurückdrängen.

„Wenn Du des Müßiggehens überdrüßig bist," sagte Miß Fortuna, „will ich Dir etwas zu thun geben und auch etwas zu lernen, was Du nothwendiger brauchst, als allen diesen Krimskrams. Ich möchte wissen, wozu es Dir nutzen soll! So ist Deine Mutter aufgezogen worden, glaube ich; wenn sie gewöhnt worden wäre, ihre Hände zu gebrauchen und etwas Nützliches zu thun, anstatt sich zur Arbeit zu hoch zu dünken, würde sie nicht nöthig gehabt haben, ihrer Gesundheit wegen auf See zu gehen. Es schickt sich nicht für Frauen, Bücherwürmer zu sein."

„Mama ist kein Bücherwurm!“ sagte Helene entrüstet. „Ich weiß nicht, was Sie damit meinen und sie dünkt sich auch nicht zu hoch für die Arbeit. Es ist sehr sonderbar, daß sie so sagen, da Sie sie doch gar nicht kennen.“

„Ich weiß so viel, daß sie Dir keine Lebensart beigebracht hat,“ sagte Miß Fortuna. „Sieh her, ich will Dir etwas zu thun geben. Setze diese Schüsseln und Teller zurecht zum Aufwaschen, während ich hinunter gehe.“

Helene gehorchte mit ziemlichem Widerwillen. Sie hatte keine Kenntniß von der Sache und fand auch keinen Gefallen daran. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Miß Fortuna bei ihrer Rückkehr nicht sehr zufrieden damit war.

„Aber ich habe noch nie so etwas gemacht,“ sagte Helene.

„Da haben wir's,“ sagte Miß Fortuna. „Ich möchte nur wissen, wo Du Deine Augen allemal gehabt hast, wenn ich es gemacht habe, seit Du hier bist. Ich sollte denken, Dein eigner Verstand hätte es Dir sagen müssen; aber Du hast von Mr. Vanbrunt zu viel zu lernen, was im Hause gemacht wird. Nennst Du das zum Aufwaschen zurecht setzen? Nun sei so gut und kratze jeden Teller rein ab, und lege sie hier übereinander. Dann gieße die Neigen aus den Tassen und aus dem Saucenäpfchen und setze sie bei Seite. Nun, weshalb fassest Du sie so bei den Henkeln an, denkst Du, sie werden Dich brennen?“

„Ich greife nicht gern Sachen an, aus denen Andere getrunken haben," sagte Helene, die in der That Tassen und Saucenäpfchen sehr vorsichtig mit den Fingerspitzen berührte.

„Das laß nicht noch einmal hören," sagte Miß Fortuna, „ich versichere Dich, ich gebe Dir etwas, was Dir nicht gefallen wird. Nun lege die Löffel hier und die Messer und Gabeln dort zusammen, und trage das Salzfaß und die Pfefferbüchse und die Butter und den Zucker in die Speisekammer."

„Ich weiß nicht, wo ich sie hinsetzen soll," sagte Helene.

„So komme mit, ich will Dir's zeigen, es ist Zeit, daß Du anfängst. Ich rechne, Du wirst Dich viel wohler fühlen, wenn Du etwas zu thun hast. Und Du sollst genug zu thun haben. Da, setze sie in diesen Schrank und die Butter setze hierher und das Brod lege in diesen Kasten, siehst Du? Nun laß Dir's nicht zum zweiten Male zeigen."

Dies war Helenens erste Einführung in die Speisekammer, sie hatte vorher noch nicht gewagt, hinein zu gehen. Es war ein langes helles Gemach, auf der linken und an der breiteren Seite mit Schüsselbretern bis an die Decke ausgestattet. Auf diesen Bretern standen große Pfannen und Becken von Zinn und Thon mit Milch; und die meisten von ihnen hatten eine herrliche Decke von gelbem Rahm. In der Mitte war das Fenster, vor welchem Miß Fortuna

die Milch abzurahmen pflegte, und zur Seite desselben war die Mündung einer hölzernen Röhre, oder ein bedeckter Trog, der die abgenommene Milch in ein ungeheueres Faß führte, das an der Thür der unteren Küche stand, woher sie nach Bedarf für die Schweine heraufgeholt wurde. Jenseits des Fensters und auf den höheren Bretern standen ganze Reihen gelber Käse; es waren mindestens vierzig oder funfzig. Zur Rechten der Thür stand ein Speiseschrank und daneben waren einige kleine Breter angebracht, die für gewöhnlich die Teller und die Eßwaaren für den Tisch beherbergten. Flur und Breter waren mit dicker gelber Farbe angestrichen und so glänzend und reinlich, wie sie nur sein konnten; und es roch so angenehm, wie in einer Milchkammer.

Helene fand dies nicht Alles sogleich heraus, sondern im Laufe eines oder zweier Tage, an denen sie der Speisekammer viele Besuche abstattete. Miß Fortuna hielt Wort, und fand genug für sie zu thun. Helenens Leben wurde bald ein sehr geschäftiges. Es gefiel ihr freilich gar nicht, es war eine Arbeit, zu der sie keine Liebe hatte, doch war es immer ein guter Tausch gegen das elende Schlaraffenleben, das sie zeither geführt hatte. Alles war besser, als das. — Eine Sorge indeß lag mit Centnerlast auf Helenens Seele, die Vernachlässigung ihrer Studien und die verlorene Zeit; denn für verloren hielt sie dieselbe. „Was soll ich thun?“ sagte sie bei sich selbst, nach-

dem einige dieser vielbeschäftigten Tage vorüber waren; „ich thue nichts, ich lerne nichts — ich werde bald Alles vergessen, was ich gelernt habe. Auf diese Weise werde ich nicht mehr wissen, als alle die Leute, die mich umgeben. Und was wird Mama sagen! — „Nun, wenn ich nicht in die Schule gehen kann, so weiß ich, was ich thue," sagte sie und faßte plötzlich einen Entschluß: „ich will für mich selbst lernen, ich will sehen, was ich thun kann. Es wird immer besser sein, als nichts. Ich will noch heute anfangen." Neubelebt sprang Helene die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer und warf sofort alle Sachen aus ihrem Koffer, um zu ihren Büchern zu gelangen. Sie lagen ganz unten; und als sie dahin gekommen war, lag der halbe Fußboden voll von den verschiedenen Artikeln ihrer Garderobe. Ohne in ihrem ersten Eifer an sie zu denken, stürzte sie über die Bücher her. „Hier bist du, mein lieber Numa Pompilius," sagte sie, indem sie ein kleines französisches Buch heraus zog, das sie angefangen hatte zu lesen. „Und hier seid ihr, alte Grammatik und Wörterbuch; und hier ist meine Geschichte; ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Mr. Goldsmith. Und was in aller Welt ist das? Eingewickelt, als wenn es etwas Großes wäre? Ach! mein Ausleger, Dich zu sehen, freue ich mich nicht. Dir werde ich nicht mehr in's Gesicht und auf den Rücken sehen. Mein Conceptbuch, ich möchte wissen, für wen ich jetzt Concepte machen sollte! Mein Rechenbuch, da bist du auch,

Geographie und Atlas und meine Schiefertafel! Aber mein Gott, ich glaube, ich habe keinen Schieferstift. Wo in aller Welt soll ich einen herbekommen? Nun ich will's versuchen! Und das ist Alles — glaube ich.

Von Herzen gern würde Helene sich sogleich hingesetzt haben, aber noch lagen alle ihre Sachen am Boden und schienen ihr schweigend zuzurufen: „Hebe uns erst auf!" „Es ist doch zu schlecht," sagte sie zu sich selbst, „daß ich kein Büreau habe, um meine Sachen hineinthun zu können. Ich will nur sehen, ob ich die ganze Zeit, wo ich hier bin, „in einem Koffer werde leben müssen," wie Mama sagt, und allemal, wenn ich ein Taschentuch oder ein Paar Strümpfe brauche, mich bis auf den Boden wühlen soll? Wie hasse ich diese blauen Strümpfe! aber was kann ich thun? Es ist doch zu schlecht, daß ich meine hübschen Sachen so zusammendrücken muß. — Ich möchte wissen, was hinter diesen Thüren ist? Nun, das will ich bald erfahren." — Auf der nördlichen Seite von Helenens Zimmer waren drei Thüren, die sie noch nie geöffnet hatte, aber nun setzte sie sich es in den Kopf, zu sehen, was darin wäre, da sie dachte, sie könnte möglicher Weise etwas finden, was ihr aus der Verlegenheit helfen würde. Sie hatte ein wenig Furcht, in das Bereich ihrer Tante zu kommen, deshalb schloß sie ihre eigne Thür zu, um sich vor Unterbrechungen zu schützen, während sie auf Entdeckungen ausging. Am Fuße ihres Bettes, in der Ecke, war

eine große Thür, die nur mit einem Dreher zugeschlossen war, wie die anderen. Nachdem sie dieselbe geöffnet, fand sie eine Treppe, die, wie sie dachte, vielleicht nach der Dachstube führte; aber sie ging nicht hinauf, um es zu untersuchen. Die Treppe war halb von einem großen Fenster erleuchtet, in dessen Mitte sie hinaufging. Sie schloß schnell die Thür und öffnete die nächste, eine kleine. Hier fand sie ein niedliches Closet unter der Treppe, das von der anderen Hälfte des Fensters erleuchtet wurde. Es war nichts darin, als ein breites niedriges Bret unter der Treppe, wohin Helene sofort ihre Bücher zu thun beschloß. „Es braucht blos ein Bischen abgekehrt zu werden," sagte Helene, „und dann wird es mir gute Dienste leisten." Die dritte Thür in der anderen Ecke führte sie in ein großes helles Closet, das völlig leer war. „Nun, wenn nur einige Haken oder Nägel hier wären," dachte Helene, „um meine Kleider aufzuhängen. Aber warum soll ich nicht einige Nägel einschlagen? Ich will es, ich will es, o! das ist prächtig!"

Indem sie eiligst ihre Thür aufschloß, lief sie hinunter. Ihr Herz klopfte zwischen Vergnügen und Angst, daß sie sich ohne Wissen der Tante so weit wagte. Und sie lief über den Holzhof nach der Scheune, wo sie einige Hoffnung hatte, Mr. Vanbrunt zu finden. Da war er und die beiden Knechte, alle drei draschen Weizen aus. Helene blieb an der Thür stehen und vergaß eine Minute über dem Vergnügen,

ihnen zuzusehen, den Zweck ihres Kommens. Die reine Tenne war mit Getreide bedeckt, auf welches die schweren Dreschflegel einer nach dem anderen mit raschem, regelmäßigem Schlage: — eins — zwei — drei — eins — zwei — drei — niederfielen und völlig Tact hielten. Man hörte den angenehmen Ton schon von Weitem. Doch wo Helene stand, war er schon zu laut, um angenehm zu sein. Ihre kleine Stimme hatte keine Aussicht, gehört zu werden; sie stand da und wartete. Da bekam sie Johnny, der ihr gegenüberstand, zu Gesicht, und sagte zu seinem Vordermann: „Es will Jemand mit Ihnen sprechen, Mr. Vanbrunt." Er hörte sogleich auf, warf den Dreschflegel auf die Tenne und ging an die Thür, um Helenen die hohe Stufe heraufzuhelfen. „Nun," sagte er, „haben Sie sehen wollen, was gemacht wird?"

„Nein," sagte Helene, „ich habe zwar zugesehen, aber, — Mr. Vanbrunt, könnten Sie nicht so gut sein und mir einen Hammer und ein halbes Dutzend Nägel geben?"

„Einen Hammer und ein halbes Dutzend Nägel?" sagte er; „kommen Sie mit." Sie gingen über den Scheunen- und Holzhof nach einem Hintergebäude unterhalb des Gartens, und nicht weit von dem so genannten Hühnerhofe; doch war er ganz ebenso das Eigenthum der Schweine, die dort eine regelmäßige Schlafstelle hatten, wo die Mastschweine immer mit Körnern gefüttert wurden. Indem er eine Art Korn-

kammer öffnete, wo das Getreide zu diesem Zwecke lag, nahm Mr. Vanbrunt von einem Brete einen großen Hammer und einen Nagelkasten herunter, und fragte Helenen, von welcher Größe sie die Nägel brauche.

„Ziemlich große," sagte Helene.

„So?"

„Nein, ein gut Stück größer, möchte ich bitten."

„Ein gut Stück größer! wer braucht sie denn?"

„Ich," sagte Helene lächelnd.

„Sie?! Denken Sie denn, daß Ihre kleinen Arme diesen Hammer heben können?"

„Ich weiß es nicht; ich glaube; ich will es versuchen."

„Wo wollen Sie sie einschlagen?"

„Oben in einem Cabinet neben meinem Zimmer," sagte Helene so leise, als wenn sie gefürchtet hätte, ihre Tante möchte in der Ecke stehen. „Ich will meine Kleider und andere Sachen daran hängen."

Mr. Vanbrunt lächelte und legte den Hammer und die Nägel wieder auf das Bret. „Ich will Ihnen sagen, was wir thun wollen; Sie können mit diesem großen Dinge nichts anfangen, ich will sie Ihnen heut Abend einschlagen, wenn ich zu Tische komme."

„Aber ich fürchte, die Tante wird Sie nicht lassen," sagte Helene zweifelhaft.

„Sorgen Sie sich nicht darum, ich will es schon machen; vielleicht fragen wir sie gar nicht erst."

„O! ich danke Ihnen," sagte Helene freudig;

ihr Gesicht bekam wieder seinen ganzen Sonnenschein. Sie klatschte in die Hände und lief nach dem Hause zurück, während Mr. Vanbrunt langsameren Schrittes zu den Dreschern zurückkehrte. Helene nahm die Kehrichtschaufel und den Borstbesen und lief nach ihrem Zimmer. Und da sie mit dem besten Willen an das Geschäft ging, hatte sie ihre Cabinete bald in schönster Ordnung. Die Bücher, das Schreibzeug und das Arbeitskästchen wurden sehr sorgfältig in dem einen aufgestellt. In dem anderen lagen ihre Röcke und Kleider sehr sauber zusammengelegt in einem Haufen auf dem Fußboden und warteten, bis die Nägel eingeschlagen sein würden. Dann suchte sie ihre Sachen auf dem Boden zusammen und ordnete sie wieder in den Koffer ein. Als sie damit fertig war, kannte Helenens Vergnügen kein Ende. Um diese Zeit rief sie das Mittagsbrod hinunter. Sobald sie nach Tische mit Fortuna's Aufträgen entschlüpfen konnte, begab sich Helene in ihr Zimmer und zu ihren Büchern und fing ernstlich an zu arbeiten. Den ganzen Nachmittag brachte sie mit Rechnen und Französisch und Geographie und Geschichte zu. Kurz vor der Theezeit, als Helene den Tisch deckte, trat Mr. Vanbrunt in die Küche mit einem Sacke auf dem Rücken.

„Was haben Sie da mitgebracht, Mr. Vanbrunt?" sagte Miß Fortuna.

„Einen Sack Samen."

„Was wollen Sie damit anfangen?"

„Ich will ihn in die Bodenkammer bringen, um ihn da aufzubewahren."

„Stellen Sie ihn dort in die Ecke, ich will ihn morgen hinaufbringen," sagte Miß Fortuna.

„Ich danke Ihnen, Madame, ich will selbst gehen, wenn es Ihnen recht ist. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich habe meine Schuhe draußen gelassen. Miß Helene, ich glaube, ich muß durch Ihr Zimmer gehen."

Helene war froh, daß sie vorauslaufen konnte, um ihr Lachen zu verbergen. — Als sie in ihr Zimkamen, holte Mr. Vanbrunt einen Hammer aus dem Sacke, nahm eine Hand voll Nägel aus der Tasche und schlug eine ganze Reihe derselben längs des Cabinets ein.

Dann ging er, während sie ihre Kleider aufhing, in die Bodenkammer, und Helene hörte ihn auch dort hämmern. Als er wieder herunterkam, kehrten sie nach der Küche zurück.

„Was war das für ein Pochen?" sagte Miß Fortuna.

„Ich schlug einige Nägel ein," sagte Mr. Vanbrunt ruhig.

„In der Bodenkammer?"

„Ja, und in Miß Helenens Cabinet; sie sagte, sie möchte gern einige haben."

„Das hättest Du mir sagen sollen," sagte Miß Fortuna zu Helenen. Aber wiewol ihr Gesicht unzu-

frieden genug aussah, sagte sie doch nichts weiter; und die Sache lief viel besser ab, als Helene gefürchtet hatte. Helene verfolgte ihren Plan, zu studiren, trotz aller Hindernisse.

Ein Brief, den sie ungefähr zehn Tage später schrieb, stattete ihrer Mutter Bericht ab über ihre Bestrebungen und über ihren Erfolg. Es war ein verzweifelter Bericht. Helene klagte, daß es ihr an Hilfe zum Verständniß und an Zeit zum Studiren gebräche, daß ihre Tante sie immer auf den Beinen halte, und daß es ihr Vergnügen zu machen scheine, sie von ihren Büchern wegzuholen. Und bitter fügte sie noch hinzu, ihre Mutter müsse sich gefaßt machen, eine unwissende Tochter zu finden, wenn sie zurückkomme. Er schloß mit den Worten: „O! wenn ich nur Dich sehen und küssen und umarmen könnte, Mama, dann würde ich gern sterben.“ — Dieser Brief wurde am anderen Morgen durch Mr. Vanbrunt abgeschickt; und Helene erwartete mit großer Angst seine Rückkehr von Thirlwall am Nachmittage.

Sechstes Kapitel.

Lieber Mutter Erde als Tante Fortuna.

Eine Ameise fiel in das Wasser; eine Waldtaube hatte Mitleid mit ihr und warf ihr ein kleines Zweiglein zu.

L'Estrange.

Der Nachmittag war schon halb vorüber, als Mr. Vanbrunt mit seinem Ochsenwagen von Thirlwall zurückkehrte. Helene stand an der kleinen Thür, die auf den Holzhof ging, und mit ängstlich klopfendem Herzen erwartete sie die langsam daher schreitenden Ochsen. Wie langsam sie gingen! Endlich bogen sie von dem Fahrwege ab und zogen den Wagen den Hügel hinauf; und als er unter dem Apfelbaume angehalten, stieg Mr. Vanbrunt langsam herunter, warf die Peitsche hin und kam an die Thür. Als er dort das kleine Gesicht sah, das vor Furcht und Hoffnung bebte, wurde das seinige ganz ernst.

„Es thut mir wirklich sehr leid, Miß Helene," begann er.

Das war genug. Helene wartete nicht, bis er weiter sprach, sondern wandte sich weg; der Frost der Enttäuschung hatte ihr Herz getroffen. Die früheren Verzögerungen hatte sie ziemlich gut ertragen. Aber diese eine war zu viel und sie fühlte sich ganz krank. Sie ging herum nach der Vorderthür, wo selten Jemand hinkam, setzte sich auf die Stufen und weinte verzweiflungsvoll. Es mochte eine halbe Stunde später sein, als die Küchenthür sich langsam öffnete und Helene eintrat; da sie nicht wünschte, daß ihre Tante ihre geschwollenen Augen sehen sollte, wollte sie ruhig durch und in ihr eigenes Zimmer gehen, als Miß Fortuna sie rief. Helene blieb stehen. Miß Fortuna saß am Feuer mit einem offenen Briefe in dem Schooße und einem andern in der Hand. Den letzteren reichte sie Helenen und sagte: „Komm und nimm, Kind."

„Was ist es?" sagte Helene und kam langsam auf sie zu.

„Siehst Du nicht, was es ist?" sagte Miß Fortuna und hielt ihr noch immer den Brief entgegen.

„Aber von wem?" sagte Helene.

„Von Deiner Mutter."

„Ein Brief von Mama und nicht an mich?" sagte Helene und wechselte die Farbe. Sie nahm denselben schnell ihrer Tante aus der Hand; aber sie wechselte die Farbe nochmals, als ihre Augen auf die

ersten Worte fielen: „Meine liebe Helene!“ und als sie den Brief umwandte, sah sie die Adresse: „Miß Helene Montgomery.“ Ihr nächster Blick galt ihrer Tante. Ihr Auge glühte und ihre Wange war blaß vor Zorn, und als sie sprach, war ihre Stimme nicht mehr dieselbe. „Das ist mein Brief,“ sagte sie zitternd, „wer hat denselben aufgemacht?“

Miß Fortuna mußte sich in ihrem Gewissen ein wenig beschwert fühlen, denn ihr Auge war unruhig, aber nur eine Secunde.

„Wer den Brief aufgemacht hat?“ antwortete sie; „ich! Ich möchte wissen, wer ein besseres Recht dazu hätte. Und ich werde jeden Brief, der kommt, aufmachen, um Dir zu zeigen, daß Du keine solchen Augen zu machen hast; darauf kannst Du Dich verlassen.“

Der Blick und die Worte und dazu die Beleidigung brachten Helenen ganz außer sich. Sie warf den Brief auf den Boden, und ganz bleich und zitternd vor den verschiedensten Empfindungen — Zorn war nicht die einzige — eilte sie aus dem Zimmer ihrer Tante. Sie vergoß keine Thräne, sie konnte nicht weinen. Die Thränen waren vollständig von der Leidenschaft aufgesaugt. Sie ging mit zitternden Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, rang dann und wann die Hände, und dachte in ihrem wirren Sinne darüber nach, was sie thun könne, um aus diesem schrecklichen Verhältnisse herauszukommen, ohne etwas An-

deres als Elend vor sich zu sehen. Sie ging auf und ab, denn sie konnte nicht sitzen. Aber dann fühlte sie, daß sie die Luft des Hauses nicht einathmen könne, und sie nahm ihren Hut, ging hinunter, schritt durch die Küche und ging hinaus. Miß Fortuna fragte, wohin sie gehe, und befahl ihr dazubleiben. Aber Helene hörte sie nicht.

Sie blieb einen Augenblick außerhalb der kleinen Pforte stehen. Sie hätte lange dort stehen und sehen können! Das weiche Licht eines amerikanischen Sommernachmittags beleuchtete die Wiese und die alte Scheune und den Holzhof. Sein Lächeln verschönerte sie alle. Nicht ein Lüftchen regte sich. Die Sonnenstrahlen brachen durch einen blauen Nebel, der um die Berge schwebte und alle entfernten Gegenstände halb verhüllte, und die ganze Natur ringsum lag in tiefem Schweigen, was um so bemerkbarer wurde, als eine Stimme, es mochte die von Vanbrunt sein, der seinen Ochsen zurief, sich in weiter und unsehbarer Ferne hören ließ. Ihr Klang erreichte ihr Ohr durch die Stille. „Friede!" flüsterte die Natur dem beunruhigten Kinde zu, aber Helenens Herz wirbelte, sie hörte das Flüstern nicht. Es war ihr indeß ein Trost, daß sie aus dem Hause und in der süßen freien Luft war. Helene athmete freier und einen Augenblick nachsinnend, rang sie noch einmal vor Schmerz die Hände, ging die Straße hinunter und zum Thore hinaus, verfiel aus ihrem hastigen, stoßweisen Schritte in einen lang-

samen, abgemessenen, und schlug den Weg nach Thirl-wall ein. Sie achtete wenig darauf, wie lieblich an diesem Tage Alles auf Berg und Flur war, verließ bald die Straße von Thirlwall und schlug ganz unbewußt einen Pfad zur Linken ein, den sie noch niemals betreten hatte — vielleicht gerade aus diesem Grunde. Er wurde offenbar nicht oft gegangen. Zu beiden Seiten und selbst in der Mitte des Weges wuchs Gras, wiewol hier und da Räderspuren sichtbar waren. Helene achtete nicht darauf, wo sie ging, sie fand nur ein Vergnügen daran, zu gehen und von Hause fortzukommen. Der Weg führte zu einem Berge, der ziemlich nordwestlich von Miß Fortuna's Besitzung lag, demselben, den Mr. Vanbrunt gegen sie als die „Nase“ bezeichnet hatte. Nach drei Viertelstunden fing der Weg an, sich sanft am Berge in die Höhe zu ziehen, der nach Norden aufstieg. Ein Drittel des Weges, vom Fuße an gerechnet, kam Helene an einen kleinen Fußpfad zur Linken, der sie anlockte, weil er in eine hübsche Gegend zu führen versprach, und sie verließ deshalb den Fahrweg. Er hielt sein Versprechen in vollem Maße; es war ein höchst lieblicher, romantischer Waldweg, aber keineswegs steil oder steinigt. Helene fing an müde zu werden. Der Fahrweg ging weiter nach Norden. Der Fußweg führte mehr nach dem südlichen Rande des Berges, der sich immer höher erhob. Aber ehe sie denselben erreichte, kam Helene an eine Stelle, die sie für einen guten

Ruheplatz hielt und wo der Weg auf eine kleine Plattform oder auf einen Absatz des Berges führte. Der Berg stieg steil hinter ihr auf und fiel sehr steil unmittelbar vor ihr ab, und gewährte eine herrliche Aussicht über das offene Land von Nordosten nach Südosten. Mit Moos tapezirt und mit herabgefallenen Steinen und Felsstücken ausstaffirt, war es ein lieblicher Ruheplatz für den Wanderer und ein prächtiger Aufenthalt für einen Freund der Natur. Helene setzte sich auf einen der Steine und blickte traurig und ermattet nach Osten, ohne sich zuerst um die außerordentliche Schönheit dessen zu kümmern, was sie vor sich sah.

Meilenweit lag auf allen Seiten, außer nach Westen, vor ihr das schön bebaute Land. Der Novembernebel breitete gleichsam einen dünnen Schleier darüber und gab der Landschaft eine größere Lieblichkeit und Anmuth. In der Ferne zeigte sich eine niedrige Hügelkette, wie eine Regenwolke. In größerer Nähe, am Fuße des Berges, lagen die Felder und Farmen und Straßen wie eine gemalte Landkarte. Eine halbe Meile nach Süden erhob sich der Berg, wo Nancy Bawse wohnte, kahl und felsig. Aber die laublosen Bäume und die wilden Felsenzacken waren in Nebel gehüllt, und durch den Nebel warf die Sonne, die dem Untergehen nahe war, ihre milden Strahlen und überzog Berg und Abhang mit reicher, warmer Gluth.

Die arme Helene achtete nicht auf den maleri=

schen Effect der Landschaft; sie konnte indeß dem süßen Einflusse der Natur nicht entgehen, und er besänftigte sie, während er ihren Schmerz erhöhte. Sie empfand, daß ihr eignes Herz schlecht übereinstimmte mit dem Frieden und der Lieblichkeit dessen, was sie sah. Ihr Auge suchte die fernen Hügel — wie weit entfernt waren sie — und doch war diese ganz weite Strecke nur ein kleines Stück gegen die, welche zwischen ihr und ihrer Mutter lag. Ihr Auge suchte diese Hügel, aber ihre Seele flog über sie hinweg, und flog weit, weit über gar manche solche Strecke, bis sie zuletzt die Geliebte erreichte. „Aber ach, welche Entfernung liegt zwischen uns! Ich kann sie nicht erreichen — sie kann mich nicht erreichen," dachte die arme Helene. Ihre Augen hatten sich seit einiger Zeit mit Thränen gefüllt und sie weinte leise. Aber nun kam das Rauschen des empörten Sturmes und die Fluthen des Schmerzes ließen sich nicht länger mehr zurückhalten. Helenens Leidenschaften, wenn sie einmal aufgeregt waren, waren es immer im äußersten Maße. Während des früheren friedlichen und glücklichen Theiles ihres Lebens waren die Veranlassungen zu solcher Aufregung sehr selten gewesen. In neuerer Zeit kamen sie unglücklicher Weise öfter. In wenigen Wochen hatte sie viele bittere Thränen vergossen. Aber nun schien es, als wenn all' die einzelnen Ursachen zum Schmerz, die ihr diese Thränen ausgepreßt hatten, zusammen auf sie einstürzten, und daß diese Last sie zu

Boden drücken wollte. Sie glitt zuerst von ihrem Sitze herab, umfaßte den Stein, auf dem sie gesessen hatte, und lehnte ihr Köpfchen darauf; aber in ihrer Todtenangst ließ sie denselben los, warf sich nieder auf das Moos und legte sich lang auf die kalte Erde, die ihrer kindischen Phantasie die beste Freundin schien, die ihr geblieben sei. Aber Helene wurde bis auf die äußerste Spitze des Schmerzes und der Leidenschaft gebracht. Thränen verschafften ihr keine Erleichterung, ihr krampfhaftes Weinen erschöpfte sie nur. In ihrer äußersten Noth und Verzweiflung und an dieser einsamen Stelle, wo sie Niemand hörte, schluchzte sie laut und kreischte selbst zum ersten Male in ihrem Leben; und diesen heftigen Anfällen folgte eine Erschöpfung, in der sie keine Thräne mehr vergoß und ganz still lag und nur dann und wann einen Seufzer ausstieß.

Wie lange Helene dort gelegen, oder wie lange dies fortgedauert haben würde, ehe ihre Kraft völlig erschöpft gewesen wäre, kann Niemand sagen. In einem dieser Anfälle von gewaltsamer Ruhe, in denen sie so still lag wie die Steine ringsherum, hörte sie eine Stimme dicht neben sich sagen: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ Der Silberklang derselben wirkte eigenthümlich auf den Sturm in Helenens Gemüth ein. Sie sprang hastig auf, und indem sie die Thränen von ihren verdunkelten Augen abtrocknete, sah sie eine junge Dame stehen, mit einem Antlitz, dessen süßer

Ausdruck zu dem Klange ihrer Stimme paßte, und die sie mit ernster Besorgniß anblickte. Sie stand schweigend und bewegungslos. „Was fehlt Dir, meine Liebe?"

Die Stimme fand den Weg zu Helenens Herzen und brachte ihr wieder die Thränen in die Augen, wiewol aus anderem Grunde; sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, aber die Dame legte ihre weichen Hände in die ihrigen und zog sie weg; dann setzte sie sich auf Helenens Stein, und nahm sie in ihre Arme. Und Helene barg ihr Gesicht in ihrem Busen, die ihr eine bessere Freundin werden sollte, als die kalte Erde ihr bald geworden wäre. Aber der Wechsel der Dinge überwältigte sie, und dem sanften Flüstern: „Weine nicht mehr," gelang es nicht, den Strom ihrer Thränen zu hemmen. Die Dame sprach einige Zeit nicht mehr, sondern wartete, bis Helene ruhiger sein würde. Als sie sah, daß sie im Stande sei zu antworten, sagte sie sanft: „Was hat das Alles zu bedeuten, mein Kind; was betrübt Dich so sehr? sage mir's, und ich denke, wir können Mittel und Wege finden, dem Uebel abzuhelfen."

Helene antwortete dem Silberklange mit einem schwachen Lächeln, aber den Worten mit einem neuen Thränenstrome.

„Du bist Helene Montgomery, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Ich dachte es mir; es ist nicht das erste Mal,

daß ich Dich sehe, ich habe Dich schon ein Mal gesehen."

Helene blickte sie erstaunt an. „So, Madame? ich habe Sie nie gesehen."

„Nein, das weiß ich; ich sah Dich, als Du mich nicht sahst. Wo meinst Du wol?"

„Ich kann es wirklich nicht sagen," sagte Helene, „ich kann es nicht errathen; bei Tante Fortuna habe ich Sie nicht gesehen, und sonst bin ich nirgends gewesen."

„Du hast es vergessen," sagte die Dame. „Hast Du niemals von einem kleinen Mädchen gehört, die einmal einen Spaziergang machte, und die das Unglück hatte, in einen Bach zu fallen, und die dann in das Haus einer guten alten Frau ging, wo ihre Sachen getrocknet wurden, und wo sie zu Bett ging und schlief?"

„O ja!" sagte Helene, „haben Sie mich dort gesehen, als ich schlief?"

„Ich sah Dich dort, als Du schliefst, und Mrs. Vanbrunt sagte mir, wer Du seist und wo Du wohntest. Und als ich vor einer kleinen Weile hierher kam, erkannte ich Dich alsbald wieder. Und ich wußte auch recht wol, worum es sich handelte. Aber dessen ungeachtet erzähle mir Alles, Helene, vielleicht kann ich Dir helfen."

Helene schüttelte niedergeschlagen ihr Köpfchen und sagte: „Niemand in dieser Welt kann mir helfen."

„Dann ist ein Gott im Himmel, der es kann!“ sagte die Dame fest. „Nichts ist so schlimm, daß Er nicht Rettung bringen könnte. Hast Du Dich an seine Hilfe gewandt, Helene?“

Helene fing wieder an zu weinen. „O! wenn ich könnte, so würde ich Ihnen Alles erzählen, Madame,“ sagte sie, „aber es ist so viel, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll; daß ich nicht weiß, wann ich fertig werden würde.“

„So viel, was Dich bekümmert, Helene?“

„Ja, Madame.“

„Das thut mir wirklich leid, aber es schadet nichts, meine Liebe; erzähle mir nur Alles. Fange mit dem Schlimmsten an, und wenn ich heute keine Zeit habe, Alles zu hören, so werde ich an einem anderen Tage Zeit finden. Fange mit dem Schlimmsten an.“

Aber sie wartete vergeblich auf eine Antwort, und wurde selbst traurig über Helenens außerordentliche Traurigkeit.

„Weine nicht so, mein Kind, weine nicht so,“ sagte sie, und schloß sie in ihre Arme. „Was fehlt Dir? Es ist kaum Etwas in der Welt so schlecht, daß dem nicht abgeholfen werden könnte. Ich glaube, ich weiß, was Dich so betrübt; es ist, weil Deine liebe Mutter von Dir fern ist. Nicht wahr?“

„O! nein, Madame.“ Helene konnte kaum sprechen. Aber sie kämpfte eine oder zwei Minuten

mit sich selbst, und dann sprach sie wieder, und zwar deutlicher. „Das Schlimmste ist, o! das Schlimmste ist, daß ich dachte, — daß ich dachte, ich wäre ein gutes Kind, und ich bin in meinem Leben niemals schlimmer gewesen." Ihre Thränen strömten aufs Neue.

„Aber wie so, Helene?" fragte ihre Freundin erstaunt nach einer Pause, „ich verstehe Dich nicht ganz. Wann dachtest Du, ein gutes Kind zu sein? Dachtest Du nicht immer so? Und was hast Du gethan?"

Helene überwand sich, und hörte auf zu weinen; sie bezwang sich und wischte ihre Thränen ab, als wenn sie gar nicht mehr weinen wollte, und sprach dann ruhig, wiewol ein Schluchzen dann und wann sie zu unterbrechen drohte: „Ich will es Ihnen erzählen, Madame. Am ersten Tage, als ich Mama verließ — als ich am Bord des Dampfschiffes war, und mich so übel befand wie nur möglich — kam ein guter, guter Herr, — ich weiß nicht, wer es war, zu mir und sprach mit mir, und sorgte für mich den ganzen Tag. O! wenn ich ihn wiedersehen könnte! Er sprach viel mit mir; er wollte mich zu einer Christin machen; er wollte, daß ich mich entschlösse, noch an diesem Tage eine zu werden. Und, Madame, ich that es. Ich faßte den Entschluß von ganzem Herzen, und dachte, ich würde von dieser Zeit anders sein, als ich vorher gewesen. Aber ich glaube, ich bin in meinem Leben nicht so böse gewesen, wie seit damals. Anstatt Gefühl für das Recht zu haben, habe ich fast

die ganze Zeit nur Gefühl für das Unrecht gehabt, — und ich kann mir nicht helfen. — Ich bin leidenschaftlich und eigensinnig gewesen, und immer kommen mir böse Gedanken, und ich weiß, daß es unrecht ist, und das macht mich so elend. Und doch, Madame, habe ich meinen Sinn nicht im Mindesten geändert; ich denke noch dasselbe, was ich an jenem Tage dachte. Ich möchte lieber als irgend Etwas in der Welt eine Christin sein — und was soll ich nun thun?" — Sie ließ das Gesicht wieder in ihre Hände sinken.

„Und dies macht Dir so großen Kummer?" sagte ihre Freundin.

„Ja!"

„Erinnerst Du Dich dessen, der sagte: „Kommt zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken?"

Helene blickte sie forschend an.

„Du grämst Dich, daß Du so wenig dem Vorbilde gleichst, das Dir vor der Seele schwebt. Du wünschest ein Kind des lieben Heilands zu sein, und Dein Herz voll von seiner Liebe zu haben, und zu thun, was ihm wohlgefällt. Nicht wahr? — Bist Du Tag für Tag und Nacht für Nacht zu ihm gegangen, und hast es ihm gesagt? — Hast Du ihn gebeten, Dir Kraft zu geben, um Deine sündlichen Gefühle zu überwinden? — Und hast Du zu ihm gefleht, daß er Dich ändern und zu seinem Kinde machen möge?" —

„Zuerst that ich's, Madame," sagte Helene leise.

„In neuerer Zeit nicht?“

„Nein, Madame,“ erwiderte Helene immer noch leise und sah auf den Boden.

„Dann hast Du seit einiger Zeit Deine Bibel und Dein Gebet vernachlässigt?“

Es wurde Helenen schwer, „Ja“ zu sagen.

„Warum, mein Kind?“

„Ich weiß es nicht, Madame,“ sagte Helene weinend. „Das ist eine von den Ursachen, die mich veranlaßten, mich für so sehr böse zu halten. Es machte mir kein Vergnügen in der Bibel zu lesen oder zu beten, wiewol ich es früher immer gethan hatte. Meine Bibel lag ganz unten auf dem Boden meines Koffers, und ich hütete mich selbst, meine Sachen so weit herauszunehmen, daß ich den Einband sehen konnte. Ich war so voll böser Gedanken, daß ich nicht in der Stimmung war, zu beten oder zu lesen.“

„Ach! ebenso geht es auch den Klügsten von uns!“ sagte ihre Gesellschafterin. „Wie geneigt sind wir, vor unserem Arzte zurückzuschrecken, gerade wenn wir seiner am nothwendigsten bedürfen! Aber, liebe Helene, das ist nicht recht. Seine Hand kann die Krankheit heilen, über welche Du klagst. Suche sie, meine Liebe, suche sie! Er wird Dich erhören und Dir ohne Zweifel helfen in jeder Noth, die Du ihm bescheiden und einfach zu Füßen legst. Er hat es verheißen.“

Helene weinte noch sehr, aber nicht mehr so bit-

tere Thränen als vorher. Die Wolken waren durchbrochen, und das Licht fing an hindurchzuscheinen.

„Wollen wir jetzt mit einander beten?" sagte ihre Freundin nach einer Pause von einigen Minuten.

„O! ja, Madame, wenn es Ihnen gefällig ist," antwortete Helene durch ihre Thränen. Und sie knieten nieder auf das Moos neben dem Steine, wo Helenens Köpfchen geruht, und wo die gefalteten Hände ihrer Freundin lagen. Es hätten eben so gut zwei Kinder sein können, die zu ihrem Vater sprachen, so einfach war das Gebet. Nur schien der Unterschied der Jahre vergessen, und was für die eine paßte, paßte auch für die andere. Nicht ohne Schwierigkeit brachte die Sprecherin das Gebet zu Ende. Denn Helenens Schluchzen hätte sie beinahe mehr als ein Mal unterbrochen. Als sie aufstanden, warf sich Helene schweigend wieder in die Arme ihrer Freundin und weinte, indem sie ihr Gesicht auf deren Schulter legte und mit beiden Armen ihren Hals umschlang. — Aber welch' andere Thränen waren das! Es war, wie wenn ein sanfter Regen bei Sonnenschein fällt, nachdem das Gewitter und der Orkan vorüber sind.

„Du willst die Bibel und Dein Gebet nicht wieder vergessen, Helene?"

„O! nein, Madame!"

„Dann bin ich überzeugt, daß Du finden wirst, wie der Ursachen zum Kummer weniger werden. Ich will die übrigen jetzt nicht hören. In einen oder zwei

Tagen, hoffe ich, wirst Du mir einen Bericht geben, der viel anders klingt, als der, den Du mir vor einer Stunde gegeben. Aber außerdem wird es spät und wir dürfen nicht zu lange hier oben bleiben, Du hast ein gutes Stück Wegs nach Hause. Wirst Du mich morgen Nachmittag besuchen?"

„O! ja, Madame, mit Vergnügen, wenn ich kommen darf und Sie mir sagen wollen, wo?"

„Anstatt in diesen kleinen Felsenpfad einzulenken, mußt Du Dich auf der geraden Straße halten; und es ist das erste Haus, zu dem Du kommst. Es ist nicht sehr weit von hier. Wo gingst Du auf den Berg?"

„Nirgends, Madame!"

„Bist Du nicht höher gewesen, als hier?"

„Nein, Madame."

„Da muß ich Dir Etwas zeigen, ehe wir weggehen. Ich werde Dich über die Nasenbrücke führen. Es ist nur noch ein paar Schritte. Ein wenig rauh allerdings, aber das laß Dich nicht stören."

„Was ist die Nasenbrücke, Madame?" sagte Helene, nachdem sie den Pfad verlassen und den Berg hinaufklommen, der immer steiler und felsiger wurde.

„Du weißt, dieser Berg heißt die Nase; gerade hier läuft er in eine dünne scharfe Schneide aus, wir werden sogleich an eine Stelle kommen, wo man sich um eine sehr scharfe Ecke wendet, um von einer Seite

des Berges auf die andere zu kommen; und mein Bruder nannte sie zum Scherz die Nasenbrücke."

„Warum geben die Leute dem Berge einen so komischen Namen?" sagte Helene.

„Ich weiß es nicht, man sagt, daß von einem Punkte diese Seite einer Menschennase sehr ähnlich sieht, ich habe es aber nie herausfinden können, und ich zweifle auch daran. Aber nun sind wir da. Komm um diesen großen Felsen herum — nimm Dich in Acht, Helene! — und nun siehe."

Der Felsen, um den sie so eben herumgegangen waren, stand hinter ihnen; und sie blickten nach Westen. Beide waren entzückt über die Schönheit, die sich vor ihnen ausbreitete. Die Aussicht war nicht so weit, wie die, die sie verlassen hatten. Nach Süden und Norden schlossen wellenförmige Berge den Horizont ein. Aber nach Westen hin öffneten sich die Hügel und die untergehende Sonne sandte ihre langen Strahlen bis zu ihrem Fuße. In der Entfernung war Alles ein goldner Nebel. Näher heran, zur Rechten und zur Linken, waren die Berge seltsam beleuchtet; und in den tiefen nebeligten Schatten mischten sich schöne grünende Bergwände und Rücken. Eine Glorie umstrahlte das Thal.

Noch weiter unten, zu ihren Füßen, lag ein großer See, der in der Sonne schimmerte. Und am oberem Ende desselben zeigte sich ein ziemlich großes Dorf, wie ein Bündel von weißen Punkten.

„O! wie schön!“ sagte die Dame wieder. „Er, dessen Hand diese Berge erhoben und sie so herrlich gemalt hat, ist derselbe, der zu Dir und zu mir gesagt hat: „Bittet, so wird Euch gegeben werden.“

Helene blickte auf, ihre Augen begegneten sich; die Antwort lag in ihrem dankbaren Blicke. — Die Dame setzte sich nieder und zog Helenen neben sich. „Siehst Du das kleine, weiße Dorf dort, am entferntesten Ende des See's. Das ist das Dorf Carra-Carra und das ist der Carra-Carra-See. Dahin gehe ich in die Kirche, Du kannst die kleine Kirche nicht von hier sehen. Mein Vater predigt dort jeden Sonntag-Morgen.“

„Sie müssen einen weiten Weg zu gehen haben?“ sagte Helene.

„Ja, einen ziemlich weiten Weg, aber er ist sehr hübsch. Ich setze mich auf meinen kleinen, grauen Pony und er bringt mich rasch hieher, wenn ich ihn nur gehen lassen will. Ich wünsche mir den Weg nicht kürzer. Ich gehe auch hieher, mag das Wetter sein, wie es will. Scharf und ich, wir kümmern uns nicht um Frost und Schnee.“

„Wer ist Scharf?“ fragte Helene.

„Mein Pony. Ein komischer Name, nicht wahr? Ich habe ihn nicht gewählt, aber er verdient denselben, wenn ihn jemals ein Pony verdient hat. Es ist ein sehr kluges Thier. Wohin gehst Du in die Kirche, Helene, nach Thirlwall?“

„In die Kirche, Madame? Nirgendshin!“

„Geht Deine Tante nicht in die Kirche?“

„Sie ist nicht drin gewesen, seit ich da bin.“

„Was fängst Du am Sonntage an?“

„Nichts, Madame. Ich weiß den lieben langen Tag nicht, was ich anfangen soll. Es langweilt mich im Hause zu sein, und ich gehe hinaus — und dann langweilt es mich, draußen zu sein — und ich komme wieder herein. Ich hätte schrecklich gern ein Kätzchen gehabt, aber Mr. Vanbrunt sagte mir, Tante Fortuna würde es nicht dulden.“

„Sollte Dir das Kätzchen am Sonntage Gesellschaft leisten, Helene?“ sagte ihre Freundin lächelnd.

„Ja, Madame,“ sagte Helene wieder lächelnd, „ich dachte, es würde mir viel Vergnügen machen, Es wurde mir zum Ueberdruß, den ganzen Tag zu lesen und ich hatte nichts zu lesen, als die Bibel. Und ich habe Ihnen gesagt, Madame, daß ich, so lange ich hier bin, sündhafte Gedanken habe, und so las ich nicht gern in der Bibel.“

„Mein armes Kind!“ sagte die Dame, „Du bist sehr übel daran gewesen. Wie wäre es, wenn Du nächsten Sonntag bei mir zubrächtest? Glaubst Du nicht, daß ich die Stelle Deines Kätzchens vertreten könnte?“

„O! Madame, gewiß,“ sagte Helene und klammerte sich an sie. „Ich komme mit Vergnügen, wenn Sie mir's erlauben, und wenn es Tante Fortuna

erlaubt. Und ich hoffe es, denn sie sagte am letzten Sonntage, „ich sei die Plage ihres Lebens."

„Was thatest Du, daß sie so sprach?" sagte ihre Freundin ernst.

„Ich bat sie nur um einige Bücher, Madame."

„Nun, meine Liebe, ich sehe, wir kommen auf einen anderen Klagepunkt, und wir haben jetzt dazu keine Zeit. Nach Deiner eigenen Aussage, bist Du selbst Schuld gewesen, und ich hoffe, daß alle Verhältnisse sich bessern werden, wenn Du Dich besserst. Aber dort geht die Sonne unter. Wir müssen ihrem Beispiele folgen und ebenfalls hinunter gehen."

Der See hörte auf zu schimmern und die Häuser des Dorfes waren weniger deutlich zu sehen, aber die Bergesgipfel waren so glänzend, wie immer. Schrittweise liefen die Schatten an ihren Abhängen hinauf, während das Grau des Abends sich tiefer und tiefer auf das Thal senkte. „Darüber," sagte Helene, „habe ich mich neulich am Morgen gewundert, nur schien damals zuerst das Licht auf die Gipfel der Berge und ging hinunter, und nun verläßt es zuerst den Fuß und geht hinauf. Ich fragte damals Mr. Vanbrunt nach der Ursache, aber er konnte sie mir nicht sagen. — Das ist eine andere meiner Klagen, es ist Niemand da, der mir Etwas sagen kann."

„Erinnere mich morgen daran, ich will es Dir zu erklären suchen," sagte die Dame. „Aber wir

dürfen nicht länger zaudern, ich sehe, Du wirst mir Arbeit genug machen, Helene."

„Ich will keine Frage mehr an Sie richten, Madame, wenn Sie es nicht gern thun," sagte Helene in vollem Ernst.

„Ich thue es gern, ich thue es gern," sagte die Andere, „ich sprach nur im Scherz, denn ich sehe, Du wirst mich sehr viel zu fragen haben. Frage, so viel Du willst, meine Liebe."

„Ich danke Ihnen Madame," sagte Helene, als sie den Berg hinabeilten. „Es fallen mir schon viele Fragen ein."

Es war leichter hinunter als hinauf zu kommen. Bald gelangten sie an die Stelle, wo Helene den Fahrweg verlassen hatte, um den Waldpfad einzuschlagen.

„Hier müssen wir scheiden," sagte die Dame, „gute Nacht!"

„Gute Nacht, Madame!"

Ein Kuß und ein Händedruck — aber als Helene gehen wollte, hielt sie die Dame immer noch fest. „Du bist ein sonderbares Mädchen," sagte sie; „ich gab Dir die Erlaubniß, mich zu fragen, wenn Du etwas wissen wolltest."

„Ja, Madame," sagte Helene zweifelhaft.

„Du hast mich nach Etwas nicht gefragt, was ich erwartet hätte. Weißt Du denn, wer ich bin?"

„Nein, Madame."

„Möchtest Du es nicht wissen?“

„Ja, Madame, sehr gern,“ sagte Helene lachend; „aber Mama sagte mir, daß ich Niemand nach etwas fragen sollte, was man mich nicht gern wissen lassen wollte, oder was meine Sache nicht sei.“

„Nun, ich denke doch, das ist entschieden Deine Sache. Nach wem willst Du fragen, wenn Du mich morgen besuchst. Willst Du nach der „jungen Dame“ fragen, „die in diesem Hause wohnt? Oder willst Du meine Augen, meine Nase und meine Größe beschreiben?“

Helene lachte.

„Meine liebe Helene,“ sagte die Dame, indem sie einen anderen Ton anschlug, „weißt Du, daß Du mir sehr gefällst? Für eine Person, die sich darin wohl erzogen zeigt, giebt es tausend, die ungehörige Fragen thun. Ich freue mich, daß Du eine Ausnahme von der Regel bildest. Aber, liebe Helene, Du kannst immer meinen Namen wissen, ich heiße Alice Humphreys. Nun gieb mir noch einen Kuß und laufe nach Hause. Es ist hohe, hohe Zeit! Ich habe Dich zu lange aufgehalten. Gute Nacht, meine Liebe; sage Deiner Tante, ich ließe sie bitten, sie möge Dich doch morgen eine Tasse Thee bei mir trinken lassen.“

Sie schieden und Helene eilte heimwärts, von dem raschen Dunkelwerden des Abends angespornt. Sie flog über den grünen Rasen mit leichterem und rascherem Schritt, als er vor einigen Stunden gewe-

sen war; und sie kam in viel kürzerer Zeit nach Hause als sie gebraucht hatte, um von dort auf den Berg zu kommen. Es war Licht im Zimmer und der Tisch gedeckt, aber wiewol sie müde und hungrig war, wollte sie doch lieber nicht essen, als gerade in diesem Augenblicke mit ihrer Tante zusammen zu kommen. Und so begab sie sich ruhig in ihr Zimmer. Sie vergaß nicht den Rath ihrer Freundin. Sie hatte kein Licht, sie konnte nicht lesen, aber sie betete, sie trug alle ihre Schmerzen, ihre Bedürfnisse und Wünsche dem Freunde vor, dessen Ohr immer offen ist, zu hören den Schrei derer, die ihn in Wahrheit anrufen. Und erleichtert, erquickt, fast geheilt, ging sie dann zu Bett und schlief ruhig.

Siebentes Kapitel.

Guter Rath, Kuchen und Capitain Parry.

Wenn Sturm und Ungewitter ausgetobt,
Dann zeigt die Sonn' auf's Neu' ihr froh Gesicht;
So — wenn das herbe Schicksal ausgegrollt,
Erscheinen wieder Stunden süß und hold;
Verzweifeln müßte sonst manch armer Wicht.
Feenkönigin.

Früh am nächsten Morgen erwachte Helene mit dem Gefühle, daß ihr etwas Angenehmes widerfahren sei, dann kam ihr die heitere Wirklichkeit zum Bewußtsein, und aus dem Bette springend, begann sie ihre Morgenarbeit mit größerer Lust, als sie manchen lieben langen Tag dazu mitgebracht hatte. Als sie damit fertig war, ging sie an's Fenster; sie hatte ein Mittel gefunden, dasselbe offen zu halten, indem sie einen großen Nagel in ein Loch unter dem Fensterbrete steckte. Es war noch sehr früh, und bei der vollkommenen Ruhe drang das sanfte Rauschen des kleinen Baches deutlich an

ihr Ohr. Helene lehnte sich mit den Armen auf das Fensterbret und sog die Morgenluft ein; sie wunderte sich fast über ihre Süßigkeit und über die Anmuth des Feldes und des hellen Morgenhimmels. Seit vielen Tagen hatte ihr dies Alles dunkel und trübe geschienen.

Dieser Wechsel hatte zwei Gründe: erstens hatte sich Helene entschlossen, unbeirrt den Pfad der Pflicht zu gehen; zweitens hatte sie eine Freundin gefunden. Ihr kleines Herz hüpfte vor Vergnügen und klopfte vor Dankbarkeit bei dem Gedanken an Alice Humphreys. Sie war wieder einmal in sich selbst befriedigt, und dachte selbst mit ihrer Tante so ziemlich in Frieden zu leben, wiewol es ihr einen Stich gab, wenn sie an den Brief ihrer Mutter dachte.

„Ich habe noch einen einzigen Weg," dachte sie, „ich will thun, was mir die liebe Humphreys gesagt hat. Es ist noch früh und ich werde vor dem Frühstücke noch eine hübsche Zeit für mich haben, und ich werde alle Morgen so zeitig aufstehen und die Zeit für mich benutzen; und das wird das Beste sein, was ich thun kann. — Als sie so dachte, nahm sie ihre Bibel aus ihrem Versteck auf dem Boden des Koffers, und indem sie dieselbe auf gut Glück aufschlug, begann sie das achtzehnte Kapitel des Matthäus zu lesen. Einiges verstand sie nicht ganz, aber mit Vergnügen verweilte sie beim vierzehnten Verse: „Also ist es auch vor Euerem Vater im Himmel nicht der Wille,

daß Jemand von den Kleinen verloren werde.“ Damit bin ich gemeint,“ dachte sie. Der ein- und zweiundzwanzigste Vers machten großen Eindruck auf sie. Als sie aber zu dem letzten kam: „Also wird Euch mein himmlischer Vater auch thun, so Ihr nicht vergebet von Eueren Herzen ein Jeglicher seinem Bruder seine Fehle“ — da war sie fast erschrocken. „Da steht es wieder,“ sagte sie, „das ist genau das, was mir der alte Herr sagte. Ich dachte, es sei mir vergeben, aber wie ist das möglich, denn ich fühle, daß ich Tante Fortuna nicht vergeben habe!“

Sie legte ihr Buch bei Seite und kniete nieder, aber dieser eine Gedanke hatte sich so sehr ihrer Seele bemächtigt, daß sie kaum an etwas Anderes denken konnte. Und ihr heißes und wiederholtes Gebet an diesem Morgen ging dahin, daß sie in den Stand gesetzt werden möge, ihrer Tante Fortuna von ganzem Herzen „alle ihre Fehle“ zu vergeben. Die arme Helene, sie fühlte, es wurde ihr sehr schwer. In derselben Minute, wo sie mit ihrer Tante Frieden zu schließen suchte, fiel ihr eine Beschwerde nach der anderen ein, und sie wußte, die Gefühle, welche sie erweckten, waren weit entfernt von dem Geiste der Vergebung. In Mitte dieser Gedanken wurde sie hinunter gerufen; sie stand mit Thränen in den Augen auf, und dachte in ihrem Herzen: Was soll ich thun? Sie beugte noch ein Mal ihr Haupt und betete inbrünstig, daß, wenn sie noch nicht das Rechte gegen ihre Tante fühlen

könnte, sie wenigstens abgehalten werden möchte, unrecht zu handeln oder zu sprechen. Die arme Helene!

Im Herzen ist die Quelle der Handlungen! und sie erfuhr es an diesem Morgen.

Ihre Tante und Mr. Vanbrunt saßen bereits bei Tische. Helene nahm schweigend ihren Platz ein, denn ein Blick in das Gesicht ihrer Tante sagte ihr, daß sie keinen „Guten Morgen“ annehmen würde. Miß Fortuna war besonders schlechter Laune, unter Anderem in Folge der Weigerung Mr. Vanbrunts, zu frühstücken, wenn nicht Helene gerufen würde. Ein unglückliches Stück seiner Gutmüthigkeit! Sie sprach weder mit Helenen, noch sah sie sie an. Mr. Vanbrunt that, was an ihm lag, um ihr Ersatz zu leisten. Er legte ihr von dem kalten Schweinefleisch und den Kartoffeln vor, und reichte ihr den wohlgefüllten Teller mit Blätterkuchen. „Es sind die ersten Buchweizenkuchen vom Jahre,“ sagte er, „und ich sagte Miß Fortuna, ich würde nicht einen einzigen essen, wenn Sie nicht herunter kämen, um sie mit uns zu genießen. Nehmen Sie zwei, nehmen Sie zwei. Sie müssen sie über einander legen, um sie warm zu halten.“

Helenens Blick und Lächeln dankte ihm, als sie seinem Rathe folgend, einen Buchweizenkuchen mit einem zweiten, eben so großem bedeckte.

„So ist's recht,“ sagte er, „nun, hier haben Sie Ahornzucker-Sauce. Nicht wahr, Sie essen sie gern?“

„Ich weiß es noch nicht, ich habe noch nie welche gesehen,“ sagte Helene.

„Noch keinen Buchweizenkuchen gesehen? Ei, die sind ja fast so gut wie meiner Mutter Schnitzel! Buchweizenkuchen und Ahornzucker-Sauce, das sind Leckerbissen für einen König, sollte ich meinen — wenn sie gut sind. Und Miß Fortuna bäckt sie immer in erster Güte!“

Miß Fortuna wurde durch dieses Compliment nicht weicher gestimmt.

„Was macht Sie heute Morgen so blaß?“ fuhr Mr. Vanbrunt fort. „Sie sind doch wohl?“

„Ja,“ sagte Helene zweifelhaft, „ich bin wohl.“

„Sie befindet sich so wohl wie ich, Mr. Vanbrunt, wenn Sie ihr nicht Geschichten in den Kopf setzen,“ sagte Miß Fortuna mit halberstickter Stimme.

Mr. Vanbrunt räusperte sich und sagte bis zum Ende des Frühstücks kein Wort mehr.

Helene sah mit Furcht dem entgegen, was zunächst kommen würde, denn die Miene ihrer Tante verkündete Unheil. In wahrer Todtenstille wurde das Geschirr aufgeräumt, und nachdem es aufgewaschen und abgetrocknet war, weggesetzt; dann brach Miß Fortuna plötzlich los:

„Was hast Du gestern Nachmittag allein angefangen?“

„Ich war auf dem Berge,“ sagte Helene.

„Auf welchem Berge?“

„Ich glaube, er heißt die Nase.“

„Was hattest Du dort zu schaffen?“

„Nichts.“

„Zu welchem Zwecke gingst Du hin?“

„Zu gar keinem Zwecke.“

„Zu gar keinem! Das soll ich Dir wol glauben, das nennst Du wol die Wahrheit sagen?“

„Mama sagte, ich spräche immer die Wahrheit,“ sagte die arme Helene, die ihre Gefühle zu unterdrücken suchte.

„Deine Mutter? das glaube ich, die Mütter sind immer blind. Ich glaube, sie nahm Alles für ein Evangelium, was Du sagtest.“

Helene schwieg aus reinem Mangel an Worten, die spitz genug waren, um ihr zu dienen.

„Ich wünschte, Morgan wäre so klug gewesen, in seinem eignen Lande zu heirathen, aber so mußte er einer Schottin nachlaufen. Eine Yankeefrau würde ihm sein Kind zu etwas Brauchbarem erzogen haben. Ich lobe mir die Yankees!“

Helene setzte die Tasse nieder, die sie eben abwischte.

„Sie kennen ja meine Mutter gar nicht,“ sagte sie; „Sie sollten nicht so sprechen, es ist nicht recht.“

„Warum soll es nicht recht sein, ich möchte wissen?“ sagte Miß Fortuna. „Wir leben in einem

freien Lande, denke ich. Unsere Zungen sind nicht gefesselt, — wir sind Alle frei hier.“ —

„Ich wünschte, wir wären es,“ murmelte Helene; „ich wüßte, was ich dann thun würde.“

„Was würdest Du thun?“ fragte Miß Fortuna.

Helene schwieg. Ihre Tante wiederholte die Frage in schärferem Tone.

„Ich darf nicht sagen, was ich sagen wollte,“ erwiderte Helene. „Es wäre unrecht.“

„Das kümmert mich nicht,“ sagte Miß Fortuna. „Du hast angefangen und Du sollst es auch zu Ende bringen; ich will hören, was es war.“

„Ich wollte sagen, wenn wir Alle frei wären, würde ich davon laufen.“

„Nun, das ist eine schöne, wohlgezogene Rede, es freut mich, daß ich sie gehört habe! Ich bewundere sie außerordentlich! Nun, was machtest Du denn gestern auf der Nase? — Willst Du gefälligst abwischen? Da steht ein ganzer Haufen. — Was machtest Du gestern Nachmittag?“

Helene zauderte.

„Warst Du allein, oder war Jemand bei Dir?“

„Ich war eine Zeitlang allein.“

„Und wer war die übrige Zeit bei Dir?“

„Miß Humphreys.“

„Miß Humphreys? Was thatest Du mit der?“

„Wir sprachen mit einander.“

„Sahst Du sie schon früher einmal?“

„Nein, Madame.“

„Wo fandest Du sie?“

„Sie fand mich auf dem Berge.“

„Worüber spracht Ihr?“

Helene schwieg.

„Worüber spracht Ihr?“ wiederholte Miß Fortuna.

„Ich möchte es lieber nicht sagen.“

„Und Du sollst es sagen! Also heraus damit!“

„Ich war allein mit Miß Humphreys,“ sagte Helene, „und es ist gleichgiltig, worüber wir sprachen; und es betrifft nur sie und mich.“

„Ja, es betrifft mich,“ sagte ihre Tante, „und ich will es wissen. Worüber spracht Ihr?“

Helene schwieg.

„Willst Du es mir sagen?“

„Nein,“ sagte Helene leise, aber entschlossen.

„Ich schwöre, Du könntest die Geduld eines Hiob auf die Probe stellen! Sieh her,“ sagte Miß Fortuna, indem sie wegsetzte, was sie in den Händen hatte. „Ich will es wissen. Ich kümmere mich nichts darum, was es war, aber Du sollst es mir sagen, oder ich will Dich zum Sprechen bringen. Ich gebe Dir eine solche —“

„Halten Sie ein,“ sagte Helene außer sich, „und sprechen Sie nicht so mit mir! Mama that es nie; und Sie haben kein Recht dazu. Wenn Mama oder

Papa hier wäre, würden Sie es nicht wagen, so zu sprechen."

Die Antwort war eine derbe Ohrfeige von Miß Fortuna's nasser Hand. — Halb betäubt, weniger durch den Schlag als den Aufruhr aller Gefühle, den er erweckte, stand Helene einen Augenblick still. Dann warf sie das Handtuch weg und lief aus dem Zimmer; bebend vor Zorn, und mit einer Heftigkeit das Seifenwasser abwischend, das an ihrem Gesichte zurückgeblieben war, als wenn es die Hand ihrer Tante gewesen wäre. Sobald sie in ihr Zimmer kam, brach sie in einen Thränenstrom aus. Zuerst weinte sie nur Thränen des Zornes und des beleidigten Stolzes, dann aber sagte ihr das Gewissen: „Du hast Unrecht, Du hast Unrecht", — und Thränen des Schmerzes vermischten sich mit den anderen. „O!" sagte Helene, „warum konnte ich nicht an mich halten! Nachdem ich heute Morgen diesen Vorsatz gefaßt, warum konnte ich nicht ruhig sein? Aber sie sollte mich nicht so furchtbar reizen. Ich konnte mir nicht helfen. „Du hast Unrecht," sagte das Gewissen wieder, und ihre Thränen strömten stärker. Und dann dachte sie an ihren Kummer von heute Morgen, an die Pflicht und die Schwierigkeit, zu vergeben. — Ihrer Tante Fortuna vergeben, das wollte sie von ganzem Herzen, so erzürnt sie auch auf dieselbe war. Ach! Helene fing an zu fühlen und anzuerkennen, daß sie in jeder Beziehung Unrecht gehabt habe; aber was sollte sie thun?

Sie hatte nur einen Trost: den Nachmittagsbesuch bei Miß Humphreys. „Sie wird es mir sagen," dachte Helene, „sie wird mir helfen. Aber in der Zwischenzeit —?"

Helene hatte nicht viel Zeit nachzudenken; ihre Tante rief sie hinunter zur Arbeit. Sie war sehr beschäftigt bis zum Mittag und sehr unglücklich; aber zwanzig Mal im Laufe des Morgens hielt Helene einen Augenblick inne, und indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, betete sie, daß der Herr ihr ein Herz schenken möge, das gern vergebe.

Sobald als möglich nach Tische flüchtete sie sich in ihr Zimmer, um sich zu ihrem Spaziergange vorzubereiten. Das Gewissen war nicht ganz zufrieden, daß sie ohne Wissen ihrer Tante ausgehen wollte. Sie hatte die Frage bei sich selbst überlegt und konnte sich nicht entschließen, ihren Besuch auf's Spiel zu setzen. Sie kleidete sich sehr sorgfältig an. Sie nahm eins von ihren dunklen Merinokleidern, ihr einziges Paar weiße Strümpfe, Schuhe, Kräuschen, Kragen — Helene sah, daß Alles sehr nett war, gerade wie es ihre Mutter zu haben pflegte. Und der hübsche blaue Hut lag zum Aufsetzen bereit auf dem Bett, als sie die Stimme ihrer Tante rufen hörte.

„Helene, komme herunter und plätte — nur rasch, die Eisen glühen!"

Einen Augenblick stand Helene traurig da, dann

entkleidete sie sich langsam, zog sich wieder an und ging hinunter.

„Aber,“ sagte Miß Fortuna, „Du bist ja eine Ewigkeit geblieben; beeile Dich, es ist nur eine Handvoll und ich will abwischen.“

Helene faßte wieder Muth und plättete, und da es wirklich nur eine Handvoll Plättwäsche war, so war sie bald fertig, und bald war auch die Plättdecke abgenommen und die Stähle aufgehoben. Inzwischen hatte sie sich anders besonnen und wollte sich nicht ohne Erlaubniß wegstehlen. Das Gewissen machte es ihr zur Pflicht, und wiewol mit klopfendem Herzen, sagte sie doch von Miß Humphreys Einladung und ihrem halben Versprechen.

„Du kannst gehen, wohin Du willst, ich kümmere mich den Kuckuck darum!“ lautete Miß Fortuna's Antwort.

Voll Vergnügen über diese ungnädige Erlaubniß flog Helene die Treppe hinauf, kleidete sich viel rascher an als vorher und war bald unterwegs.

Aber zuerst hing sie sehr trüben Gedanken nach; trotz aller ihrer guten Vorsätze und Wünsche war heute Alles schief gegangen, und Helene fühlte, daß die Wurzel des Uebels in ihrem Herzen saß. Sie vergoß im Gehen einige Thränen; je weiter sie aber vom Hause ihrer Tante kam, desto mehr heiterte sie sich auf; auf dem Raine schwebte ihr Fuß leichter dahin. Hoffnung und Erwartung beschleunigten ihre Schritte, und

als sie endlich an dem kleinen Waldpfade vorüberkam, rannte sie fast. Nicht sehr weit darüber hinaus sah ihr Auge mit Freuden das Haus, das sie suchte. Es war ein großes weißes Haus, wenn auch nicht gerade sehr weiß, denn sein letzter Abputz war schon alt geworden. Es stand dicht an der Straße und die Bäume des Waldes schienen sich auf allen Seiten heranzudrängen. Helene stieg die wenigen Stufen hinan, die zur Hausthür führten, und klopfte; da sie aber den hohen Klopfer eben nur erreichen konnte, so war es nicht wahrscheinlich, daß sie durch ihr Geklopfe Jemand herbeiziehen würde. Nach einer ganzen Weile, wo Jemand ihre schwachen Schläge, wenn er sie hörte, für das Knappern einer Ratte an dem Täfelwerk hätte halten können, wurde Helene ihrer fruchtlosen Versuche, die sie auf den Zehen stehend gemacht hatte, müde und entschloß sich, wiewol ungern, um das Haus herumzugehen und nachzuforschen, ob es nicht noch einen anderen Eingang habe. Indem sie um die Ecke bog, sah sie einen langen niedrigen Vorbau, der an der Seite des Hauses vorsprang. Dort fand Helene eine ältliche Frau, die vor dem Vorbau stand, welcher dort offen und gepflastert war, und die einige Wäsche aus einem Wasserfasse ausrang. Es war eine nette alte Frau, die man nur gern ansah, und sie lächelte gutmüthig, als sie Helenen gewahr wurde. Helene ging auf sie zu und fragte nach Miß Humphreys.

„Aber wo in aller Welt kommen Sie her!“ sagte die Frau; „ich empfange hinter dem Hause keine Gesellschaft.“

„Ich klopfte an der Hausthür, bis ich müde war,“ sagte Helene ebenfalls lächelnd.

„Miß Alice muß geschlafen haben! Nun, Schätzchen, nachdem Sie so weit gekommen sind, um mich zu finden, wollen Sie noch ein wenig weiter gehen, um Miß Alice zu treffen? Gehen Sie nur um diese Ecke und halten Sie sich immer gerade aus, bis Sie an die Glasthür kommen; dort werden Sie sie finden. Doch halten Sie, vielleicht schläft sie; ich kann eben so gut mit Ihnen gehen.“

Sie schüttelte das Wasser von den Händen und ging voran. Ein kleiner grüner Grasplatz zog sich vor dem Vorbau hin und umsäumte, wie Helene fand, diese ganze Seite des Hauses. Am Rande desselben schossen die hohen Waldbäume auf; nichts trennte sie und das Haus, als das weiche Gras und ein schmaler Fußpfad. Der Wald bestand nur noch aus braunen Stämmen; hier und da stand eine stolze Tanne und ein Paar Silberbirken. Aber das Gras war immer noch grün und der letzte Tag eines amerikanischen Sommers bedeckte sie mit seinem durchsichtigen Schleier. Das Laub des Waldes vermißte man kaum. Sie kamen an einer andern Hausthür vorüber, gegenüber der, wo Helene ihre Kraft versucht und an dem Klopfer ihre Geduld erprobt hatte. Ein wenig weiter kamen

sie an die Glasthür. Eine Stufe führte hinein. Helenens Führerin guckte erst durch eine der Scheiben, dann öffnete sie die Thür und bat sie einzutreten.

„Da bist Du ja, meine kleine Freundin," sagte Alice lächelnd und küßte sie; „ich dachte schon, daß Etwas dazwischen gekommen wäre, als Du so lange ausbliebst. Freilich, wir auf dem Lande haben keine Besuchstunden. Ich freue mich sehr, Dich zu sehen. Lege ab und lege Deine Sachen auf die Ruhebank an der Thür. Du siehst, ich habe eine Ruhebank für den Sommer und ein Sopha für den Winter; denn hier in diesem Zimmer bin ich zu allen Zeiten des Jahres — und es ist ein sehr hübsches Zimmer, nicht wahr?"

„Gewiß, Madame," sagte Helene und zog ihren letzten Handschuh aus.

„Ach, warte nur, bis Du ein halbes Dutzend Mal mit mir Thee getrunken hast, dann wollen wir sehen, ob Du nicht sagst, daß es hübsch ist. Nichts kann so hübsch sein, was ganz neu ist. Aber nun komme her und siehe aus diesem Fenster oder dieser Thür, wie Du es nennen willst. Siehst Du, was für eine schöne Aussicht ich hier habe! Der Wald war überall so dicht, wie er noch rechts und links ist. Ich fühlte mich halb erstickt, daß ich so eingeschlossen war, und so bat ich meinen Bruder und Thomas, ihre Aexte zu nehmen und sich an die Arbeit zu machen. Und sie fällten manchen hohen Baum für mich, bis sie einen

Weg durch den Wald gelichtet hatten, der mir nun diese schöne Aussicht gewährt. Ich würde schwermüthig werden, wenn ich die ganze Zeit diese Baumwand vor mir hätte. Es ist mir immer angenehm, weit hinaus nach jenen fernen blauen Hügeln blicken zu können."

„Sind das die Hügel, die ich gestern sah?" fragte Helene.

„Vom Berge aus? Dieselben. Ich habe hier einen Theil derselben Aussicht, und sie ist herrlich. Jeden Morgen, wenn die Sonne hinter jenen Hügeln aufsteigt, scheint sie durch diese Thür und beleuchtet mein Zimmer; und im Winter sieht sie zu diesem südlichen Fenster herein. Und so habe ich sie die ganze Zeit. Freilich, wenn ich sie untergehen sehen will, muß ich danach gehen, aber das macht mir Vergnügen; und dann kann man nicht Alles auf einmal haben."

Es war eine sehr schöne Fernsicht auf Wald, Wiese und Hügel, die man wie auf einem Gemälde durch die Lichtung des Waldes erblickte. Die Baumwand zu beiden Seiten diente als Rahmen, um dieselbe einzuschließen; und fast am Rande des Grasplatzes stieg der Berg auf. Die Lichtung war mit großem Geschick geschlagen. Die Wirkung war bewunderungswürdig schön, und das Licht auf dem Gemälde war ganz verschieden von dem auf dem Rahmen oder diesseits des Rahmens.

„Nun, Helene,“ sagte Alice vom Fenster zurücktretend, „sieh Dir einmal mein Zimmer recht ordentlich an; ich wünsche, daß Du es von innen und außen kennen lernst und Dich heimisch darin fühlst. Denn so oft Du von Deiner Tante wegkannst, ist dies Deine Heimath. Verstehst Du?“

Ein Lächeln strahlte auf beiden Gesichtern. Helene fühlte, daß sie sich sehr rasch hineinfand.

„Hier neben der Thür siehst Du meine Ruhebank für den Sommer; und im Sommer spaziert sie sehr oft hinaus, um auf den Grasplatz zu wandern, wenn wir Besuch haben. Ich trinke meinen Thee bei warmem Wetter gern draußen, und wenn Du Dir aus ein paar Moskitos nichts machst, werde ich mich immer glücklich schätzen, wenn Du mir Gesellschaft leistest. Diese Thür führt in den Vorsaal, sieh hinaus und sieh es Dir an, denn ich möchte, daß Du Dir die Geographie des Hauses einprägtest. Dieses seltsame wunderlich angestrichene Gerüll ist mein Curiositäten-Cabinet; ich that mein Bestes, um dem Tischler in Thirlwall begreiflich zu machen, was ich eigentlich haben wollte. Aber er hat es nicht recht gemacht. Da habe ich meine getrockneten Blumen, meine Steine und eine ganze Sammlung curioser Dinge von allen Arten, an deren Vergrößerung ich fortwährend arbeite. Ich will sie Dir einmal zeigen, Helene. Findest Du Gefallen an Curiositäten?“

„Ja, Madame, ich glaube.“

„Du glaubst? Weißt Du es nicht besser? Liebst Du todte Motten und Käfer und Schmetterlinge und trockene Moose und seltene Steine und fremde Vogelnester und Muster von Bandgras? — Als ich so alt war wie Du, fand ich Gefallen daran.“

„Ich weiß es nicht, Madame,“ sagte Helene. „Ich bin niemals in Verhältnissen gewesen, wo ich sie hätte bekommen können.“

„Du armes Kind, dann bist Du Dein ganzes Leben in Ziegelwände und Steinpflaster eingeschlossen gewesen?“

„Ja, mein ganzes Leben, Madame.“

„Aber nun hast Du ein wenig vom Lande gesehen — glaubst Du nicht, daß es Dir besser gefallen wird?“

„O gewiß, viel besser!“

„Das ist recht; ich bin überzeugt, es wird Dir besser gefallen. — Auf der andern Seite steht mein Sopha für den Winter; es ist ein sehr behagliches Plätzchen, das kann ich Dir sagen, Helene, denn ich habe manches süße Schläfchen darauf gemacht. Und sein alter Zitzüberzug ist mir sehr angenehm, denn ich erinnere mich seiner, so lange ich denken kann.“

Hier seufzt Alice, aber sie fuhr fort und öffnete eine Thür neben dem Sopha.

„Sieh, Helene, hier ist mein Schlafzimmer.“

„O, wie allerliebst!“ rief Helene aus.

Der Teppich bedeckte nur die Mitte des Fußbodens,

das Uebrige war weiß angestrichen. Die Meubels waren gewöhnlich, aber nett. Weite Vorhänge von weißem Linon umkleideten die drei Fenster und drapirten das Bett. Der Toilettentisch war mit schneeweißem Musselin bedeckt und neben dem Nähkissen stand, so spät es war, ein Glas mit Blumen. Helene dachte, es müsse ein Vergnügen sein, hier zu schlafen.

„Dies," sagte Alice, als sie hinauskamen, „zwischen dem Kamin und meiner Thür, ist ein Wirthschaftsschrank. Hier sind die Tassen und Saucenäpfchen u. s. w. In der anderen Ecke, jenseits des Kamins, siehst Du meinen Blumenständer. Liebst Du die Blumen, Helene?"

„Ich liebe Sie sehr, Miß Alice," sagte Helene.

„Ich habe einige hübsche, die noch blühen, und werde auch eine oder zwei im Winter haben, aber ich kann nicht viel erhalten, ich habe keinen Raum hier. Es kostet mich große Mühe, sie zu schützen. Da ist eine Daphne, die bald blühen und mit ihrem süßen Dufte das ganze Haus erfüllen wird. Aber hier, Helene, auf dieser Seite zwischen den Fenstern ist mein größter Schatz — meine lieben Bücher! Sie sind alle mein! — Nun, meine Liebe, ist es Zeit, daß ich Dich zu dem vortrefflichsten meiner Armstühle führe. — Nicht wahr, sie sind das Beste im Zimmer? Setze Dich in diesen — fühlst Du Dich nun heimisch?"

„Ganz heimisch, Madame," sagte Helene lachend, als Alice sie in den großen Lehnstuhl brachte. — Zwei Dinge waren im Zimmer, die Alice nicht erwähnt hatte, und nach denen Helene blickte, während Alice das Feuer schürte. Das eine war das Portrait eines ernsten und wohl aussehenden Herrn. Dies erregte nicht besonders ihre Aufmerksamkeit. Das andere war das Portrait einer Dame. Ein schönes würdevolles Gesicht, das Helene bezauberte. Es hing über dem Kamine, in vortrefflicher Beleuchtung; und das milde Auge und ein eigenthümlicher Zug um den Mund zeigte eine solche Aehnlichkeit mit Alice, wiewol die Dame älter war, daß Helene gar nicht zweifelte, wer es sei.

Alice rückte nun einen Stuhl neben Helenen hin und küßte sie.

„Ich hoffe mein Kind, daß Du Dich wohler fühlst, als gestern?"

„O! viel besser," antwortete Helene.

„Dann hoffe ich aus dem Grunde, weil Du zu Deiner Pflicht zurückgekehrt bist und weil Du den Vorsatz gefaßt hast, nicht nur eine Christin zu heißen, sondern ein christliches Leben zu führen."

„Ich habe diesen Vorsatz gefaßt, Madame — gestern Abend und heute Morgen. Aber dennoch habe ich den ganzen Tag nur unrecht gehandelt."

Alice schwieg. Helenens Lippen bebten einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„O! Madame, wie habe ich mich gesehnt, Sie

heute zu sehen, damit Sie mir sagen, was ich thun soll. Ich faßte heute Morgen wiederholt den Vorsatz und dann, sobald ich hinunter kam, fing ich an, auf Tante Fortuna zu zürnen und ich bin den ganzen Tag auf sie böse gewesen, und ich konnte mir nicht helfen."

„Es führt zu nichts, wenn man sagt, daß man sich nicht helfen kann, wenn man Unrecht thut, Helene. Aus welchem Grunde warst Du auf Deine Tante böse?"

„Sie liebt mich nicht, Madame."

„Wie kommt das, Helene? ich fürchte, Du liebst sie nicht!"

„Nein, Madame, wirklich nicht, wie kann ich das?"

„Warum kannst Du nicht, Helene?"

„O! ich kann es nicht, Madame, ich wünschte, ich könnte es. Aber ich würde sie geliebt haben, ich würde sie lieben können, wenn sie gut gegen mich gewesen wäre. Aber sie war es nie. Und selbst an dem ersten Abend, als ich ankam, küßte sie mich nicht, und sagte nicht einmal, daß sie sich freue, mich zu sehen."

„Das ist freilich ein Mangel an Güte. Aber ist sie unfreundlich gegen Dich, Helene?"

„O! ja freilich, Madame; sie spricht mit mir auf eine Art, die mich fast um den Verstand bringt; und heute schlug sie mich selbst! Sie hat kein Recht, das zu thun," sagte Helene heftig werdend, „sie hat kein

Recht dazu. — Und sie hat kein Recht dazu, so von Mama zu sprechen, wie sie es thut. Sie that es heute und sie hat es schon oft gethan. Ich kann es nicht leiden! und ich kann sie nicht leiden!"

„Still, still!" sagte Alice und zog das aufgeregte Kind in ihre Arme, denn Helene war vom Stuhle aufgestanden. „Du mußt nicht so sprechen, Helene — das sind nicht die rechten Gefühle!"

„Nein, Madame, das weiß ich," sagte Helene kalt und traurig. Sie blieb einen Augenblick sitzen, dann wandte sie sich zu ihrer Freundin, schlang ihre Arme um ihren Hals und verbarg ihr Gesicht an ihrem Busen und ohne es zu erheben, erzählte sie die Geschichte des Morgens.

„Was hat diese schrecklichen Verhältnisse herbeigeführt?" sagte Alice in einigen Minuten. „Wer trägt die Schuld, Helene?"

„Ich denke, die Tante ist schuld," sagte Helene und richtete sich auf; „ich glaube nicht, daß ich die Schuld trage. Wenn sie sich gut gegen mich benommen hätte, würde ich mich gut gegen sie benommen haben; ich hatte den besten Willen."

„Meinst Du damit, daß Du gar keine Schuld bei der Sache hast?"

„Nein, Madame, das will ich nicht sagen; ich bin oft, sehr oft schuld gewesen, das weiß ich. Ich werde sehr böse und ärgerlich und sage manchmal nichts, aber manchmal verliere ich alle Geduld und sage, was

ich nicht sagen wollte. So heute. Aber es ist sehr schwer, an sich zu halten, wenn man so aufgeregt ist. Und nun bin ich mit Tante Fortuna so weit gekommen, daß ich ihren Anblick nicht mehr ertragen kann. Ich mag selbst ihren Hut nicht sehen, wenn er an der Wand hängt. Ich weiß, es ist Unrecht, und es macht mich unglücklich, und ich kann mir nicht helfen, ich werde von Tag zu Tag schlimmer. Aber was soll ich thun?"

Helenens Thränen flossen rascher als ihre Worte.

„Helene, mein Kind," sagte Alice nach einer Weile; „es giebt nur Einen Weg. Du weißt, was ich Dir gestern gesagt habe."

„Ich weiß es, aber liebe Miß Alice, als ich heute Morgen in der Bibel las, kam ich an den Vers, der davon spricht, daß uns nicht vergeben wird, wenn wir unserem Nächsten nicht vergeben! Und o! wie beunruhigt mich das! denn ich habe das Gefühl, daß ich Tante Fortuna nicht vergeben kann, ich ärgere mich, so oft nur der Gedanke an sie mir in den Kopf kommt. Und wie kann ich gut gegen sie sein, so lange ich so fühle?"

„Darin hast Du Recht, meine Liebe. Du kannst es wirklich nicht. Das Herz muß gut sein, ehe das Leben es sein kann."

„Aber wie soll mein Herz gut werden?"

„Durch Gebet."

„Liebe Miß Alice, ich habe den ganzen Morgen

gebetet, daß ich Tante Fortuna vergeben möchte, und doch kann ich es nicht."

„Bete nur weiter, meine Liebe," sagte Alice und schloß sie fest in ihre Arme. „Bete nur weiter! Wenn es Dir Ernst ist, wirst Du Erhörung finden. Aber Du kannst und mußt noch etwas Anderes thun, Helene, außer Beten; sonst möchte das Beten vergeblich sein."

„Was meinen Sie, Miß Alice."

„Du erkennst an, daß Du schuld bist — hast Du sie, so viel Du kannst, gesühnt? Bist Du, sobald Du Dich schuldig gefühlt, zu Deiner Tante Fortuna gegangen und hast es bekannt und hast sie um Verzeihung gebeten?"

„Nein," antwortete Helene leise.

„Dann, mein Kind, weißt Du, was Du zu thun hast. Die nächste Pflicht, die wir zu erfüllen haben, nachdem wir Unrecht gethan, besteht darin, daß wir es nach Kräften wieder gut machen. Bekenne Deinen Fehler und bitte um Vergebung Gott und den Menschen. Der Stolz sträubt sich dagegen, ich sehe Dir es an, aber mein Kind: „Gott widersteht dem Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade."

Helene brach in Thränen aus und weinte bitterlich.

„Denk an Dein eignes Unrecht, mein Kind, und Du wirst nicht halb so böse sein über das Unrecht, was Dir Andere thun. Aber, liebe Helene, wenn

Du Dich nicht dazu demüthigen willst, darfst Du nicht auf Erhörung Deines Gebets rechnen. „Wenn Du Deine Gabe zum Altar bringst, und Du erinnerst Dich dort, daß Dein Bruder etwas gegen Dich hat, dann lasse Deine Gabe vor dem Altare. Gehe erst und versöhne Dich mit Deinem Bruder, und dann komme."

„Aber es ist so schwer, zu vergeben," seufzte Helene.

„Schwer? Ja, es ist schwer, wenn unser Herz hart ist. Aber in dem Herzen, das das Vergeben schwer findet, ist wenig Liebe zu Christus und kein rechter Begriff von seiner Liebe zu uns. Stolz und Selbstsucht machen es hart; das Herz voll Liebe zu dem Erlöser kann Beleidigungen nicht in sich aufnehmen."

„Ich habe Dir völlig genug gesagt," sagte Alice nach einer Pause; „Du weißt, was Dir fehlt, meine liebe Helene, und was Du zu thun hast. Ich werde Dich ein wenig allein lassen, um mich umzukleiden; denn ich bin den ganzen Morgen spazieren gegangen und geritten. Benutze die Zeit gut, während ich nicht da bin."

Helene benutzte die Zeit gut, denn als Alice zurückkehrte, kam sie ihr mit einem ganz anderen Gesichte entgegen, als sie den ganzen Tag gehabt hatte. — Es war demüthiger und ruhiger — und indem sie sie umarmte, sagte sie: „Ich will Tante Fortuna um Verzeihung bitten; ich fühle, daß ich es nun kann."

„Und wie steht es mit dem Vergeben und Vergessen, Helene?“

„Ich denke, Gott wird mir helfen,“ sagte Helene; „ich habe zu ihm gebetet. Auf alle Fälle will ich sie um Verzeihung bitten. Aber, ach! Miß Alice, was würde ohne Sie aus mir geworden sein?“

„Stütze Dich nicht auf mich, liebe Helene; erinnere Dich, daß Du einen besseren Freund, als ich Dir sein kann, den Du immer um Dich hast. Vertraue auf ihn. Wenn ich Dir etwas zu Liebe gethan, so vergiß nicht, daß er es war, der mich gestern Nachmittag zu Dir führte.“

„Nur Eins beunruhigt mich noch,“ sagte Helene, „Mamas Brief; ich denke die ganze Zeit daran; es ist mir, als wenn ich darnach fliegen müßte.“

„Wir wollen sehen, daß wir ihn bekommen. Kannst Du Deine Tante nicht darum bitten?“

„Ich möchte nicht gern.“

„Hüte Dich, Helene; darin zeigt sich noch einiger Stolz.“

„Nun, ich will es versuchen,“ sagte Helene. „Aber zu manchen Zeiten, das weiß ich, würde sie mir ihn nicht geben. Ich will es aber versuchen, wenn ich kann.“

„Nun wollen wir von etwas Anderem sprechen. Welche Zeit speisest Du heute?“

„Ich weiß es nicht, Madame — zu derselben Zeit, wie immer, glaube ich —“

„Und das ist zwölf Uhr?“

„Ja, Madame. Aber ich dachte soviel hieher und an andere Dinge, daß ich nicht essen konnte.“

„So hast Du wol nichts einzuwenden, wenn wir bei Zeiten eine Tasse Thee trinken?“

„Nein, Madame, sobald es Ihnen gefällig ist,“ erwiderte Helene lachend.

„Mir ist es sehr bald gefällig. Ich habe heute gar nicht zu Mittag gegessen, Helene. Ich war den ganzen Morgen draußen, und ich hatte gerade ein Schläfchen gemacht, als Du kamst. Komme mit, und ich will Dir etwas von meiner Wirthschaft zeigen.“ — Sie führte Helenen über die Flur nach der anderen Seite des Hauses, in die große, wohleingerichtete und tadellos reinliche Küche. Helene fühlte sich gedrungen, ihre Verwunderung über die Nettigkeit derselben auszusprechen.

„O! ja, sie ist recht nett. Ich bin in manchem Putzzimmer gewesen, das mir nicht so gefiel. Darunter ist eine zweite Küche, wo Margery die grobe Arbeit macht. Nichts kommt die Treppe herauf, die aus jener Küche in diese führt, außer den saubersten und leckersten Gerichten. — Margery, ist mein Vater nach Thirlwall?“

„Nein, Miß Alice, er ist nach Carra-Carra. Thomas hörte ihn sagen, daß er nicht zeitig zurückkehren würde.“

„Nun, so werde ich nicht auf ihn warten. Mar-

ich gar nichts lerne," sagte Helene sich verbessernd, „aber ich kann nicht zuviel lernen. Als ich sah, daß Tante Fortuna mich nicht in die Schule schicken wollte, nahm ich mir vor, für mich selber zu lernen; und ich habe es versucht. Aber ich komme nicht vorwärts."

„Nun, lege nur nicht Gabel und Messer weg, und sieh nicht so trübselig aus," sagte Alice lächelnd. „Das ist eine Sache, worin ich Dir helfen kann. Was treibst Du?"

„Mit einigen Dingen werde ich recht wol fertig," sagte Helene, „mit den leichten; aber die Arithmetik verstehe ich nicht, wenn mir nicht Jemand die nöthigen Erklärungen giebt. Und mit dem Französischen kann ich gar nichts anfangen! Und das möchte ich gerade am liebsten lernen. Und oft hätte ich auch in der Geschichte zu fragen."

„Wie wäre es," sagte Alice, „wenn Du, so viel und so gut es ginge, für Dich fortlerntest und zwei oder drei Mal in der Woche Deine Bücher mit zu mir brächtest? Ich will Dich überhören und Dir Erklärungen geben und Fragen beantworten nach Herzenslust, wenn Du mir nicht zu harte Nüsse vorlegst. Was sagst Du dazu?"

Helene sagte nichts. Aber die Röthe, die ihre Wangen überzog, der erstaunte und entzückte Blick waren Antwort genug.

„Es geht also," sagte Alice, „und ich zweifle nicht, daß wir den Knoten dieser arithmetischen Auf-

gaben sehr bald lösen werden. Aber, meine liebe Helene, im Französischen kann ich Dir nicht helfen, denn ich verstehe selbst nichts. Was wirst Du nun damit thun?"

„Ich weiß es nicht, Madame; es thut mir leid."

„Auch mir, um Deinetwillen. Im Lateinischen kann ich Dir zur Hand gehen, wenn Dir das eine Entschädigung bieten könnte."

„Diese Entschädigung würde nicht groß sein," sagte Helene lachend. „Mama wollte, daß ich Lateinisch lernen sollte; aber ich wollte viel lieber Französisch lernen. Ich mache mir nichts aus dem Lateinischen."

„Erlaube mir die Frage, ob Du Englisch verstehst."

„O! Madame, ich hoffe doch. Ich kann es schon seit langer Zeit."

„So? Es freut mich sehr, Deine Bekanntschaft zu machen, denn die Zahl junger Mädchen, die Englisch wirklich verstehen, ist nach meiner Meinung sehr gering. Bist Du Deiner Sache auch ganz sicher, Helene?"

„Ei ja, Miß Alice."

„Willst Du mir einen Brief von zwei Seiten schreiben, der nicht einen grammatikalischen Fehler, nicht ein falschbuchstabirtes Wort und überhaupt nichts hat, was nicht gut Englisch ist? Du kannst zum

Gegenstande die Geschichte des heutigen Nachmittags wählen."

„Ja, Madame, wenn Sie es wünschen. Ich hoffe, ich kann einen solchen langen Brief schreiben, ohne einen Fehler zu machen."

Alice lächelte, „ich will es nicht weiter untersuchen," sagte sie, „ob dies „solchen langen" Lateinisch oder Französisch ist. Aber, meine liebe Helene, es ist nicht richtig."

Helene erröthete ein wenig, wiewol sie dazu lachte. „Ich glaube, ich habe dies von Tante Fortuna und von Mr. Vanbrunt gehört; ich dächte nicht, daß ich es früher gesagt hätte."

„Weshalb hast Du solche Sehnsucht, Französisch zu lernen?"

„Mama versteht es. Und ich habe sie oft mit anderen Leuten und Papa Französisch sprechen hören. Und ich wollte es auch gern sprechen können. Und Mama wünschte es, daß ich es lernen sollte. Sie sagte, es gebe viel französische Bücher, die ich lesen müsse."

„Das Letztere ist wahr," sagte Alice. „Helene, ich will Dir einen Vorschlag machen. Wenn Du mit mir Englisch treiben willst, will ich mit Dir Französisch treiben."

„Theure Miß Alice," sagte Helene, sie liebkosend, „ich will es auch ohne diese Bedingung. Ich lerne Alles, was Sie wollen."

„Liebe Helene, das glaube ich, aber ich möchte es meiner selbst wegen lernen. Wir wollen es mit einander treiben, wir werden schon zum Ziele kommen, daran zweifle ich nicht; wir können es wenigstens lesen lernen, und das ist die Hauptsache."

„Aber wie sollen wir die Worte aussprechen lernen?" sagte Helene zweifelnd.

„Das ist eine Frage," erwiderte Alice lächelnd; „ich fürchte, wir werden eine Aussprache bekommen, die kein Franzose verstehen würde. Aber ich habe es," rief sie aus und klatschte in die Hände, „guter Wille ist der halbe Weg — so kommt es immer. Helene, ich habe eine alte Freundin auf dem Berge, die uns gerade geben kann, was uns fehlt, wenn ich mich nicht sehr irre. Wir wollen sie besuchen, das ist das Beste, — meine alte Freundin, Mrs. Vawse."

„Mrs. Vawse?" wiederholte Helene, „doch nicht die Großmutter von Nancy Vawse?"

„Dieselbe; sie heißt nicht Vawse, die Landleute nennen sie nur so; und da ich zu den Landleuten gehöre, habe ich mich auch an ihre Weise gewöhnt. Ihr eigentlicher Name ist Vosier. Sie ist eine geborne Schweizerin und in einer reichen, französischen Familie erzogen, als Gesellschafterin einer jungen Dame, an der sie mit außerordentlicher Liebe hing. Diese Dame heirathete endlich einen Amerikaner, und so groß war die Liebe der Mrs. Vawse zu ihr, daß sie Vaterland und Familie verließ, um ihr hierher zu folgen.

Vor einigen Jahren starb ihre Herrin, sie verheirathete sich, und seit dieser Zeit ist sie von einem Sturme des Unglücks nach dem anderen umher geworfen worden; bis sie endlich wie ein Wrack auf diesen Berg geschleudert worden ist. Und es ist ein schönes Wrack. Ich besuche sie sehr oft, und nächstens will ich Dich abholen, und wir wollen ihr unseren französischen Plan mittheilen. Ich weiß, es wird ihr nichts größeres Vergnügen machen. Beiläufig, Helene, bist Du ebenso bewandert in den anderen gewöhnlichen Gegenständen der Erziehung, wie in Deiner Muttersprache?"

„Was meinen Sie, Miß Alice?"

„Geographie zum Beispiel. Verstehst Du Dich gut darauf?"

„Ja, Madame, ich glaube. Ich habe sie wenigstens getrieben, bis sie mir zum Ueberdruß wurde."

„Kannst Du mir die Grenzen von Tibet oder Peru angeben?"

Helene stockte. „Ich will es lieber nicht versuchen," sagte sie, „ich bin nicht sicher, ich kann mir diese wunderlichen Länder von Asien und Südamerika nicht halb so gut merken, als Nordamerika und Europa."

„Weißt Du etwas von der Oberfläche des Landes in Italien oder Frankreich? Von dem Charakter und den Verhältnissen des Volkes, was für ein Klima sie haben, und was dort am besten gedeiht?"

„Nein, Madame," sagte Helene, „das hat mich Niemand gelehrt."

„Wollen wir den Atlas noch einmal durchgehen und über diese Dinge sprechen, anstatt die bloßen Grenzen der Länder anzusehen, die Du bisher gelernt hast?"

„O, mit Vergnügen!" rief Helene aus.

„Nun, ich denke, wir können Margery das Theezeug wegnehmen lassen; aber hier ist Capitain Parry's Kuchen."

„O! darf ich ihm sein Abendbrod geben?" sagte Helene.

„Sehr gern. Du mußt es ihm schneiden. Du weißt, ich sagte Dir, daß er sehr eigen ist. Gieb ihm auch etwas Ei, er frißt es sehr gern."

„Aber wo ist der Capitain?"

Er war nicht weit, denn kaum hatte Alice ihm die Thür geöffnet und ihn ein oder zwei Mal gerufen, so kam er mit einem leisen Schnurren als Antwort hereingetrabt.

„Er bekommt seine Mahlzeit gewöhnlich in der unteren Küche," sagte Alice, „aber ich gebe ihm die Erlaubniß, sein Abendbrod heute hier zu verzehren, als eine besondere Ehre für ihn und für Dich."

„Wie hübsch er ist und wie groß," sagte Helene.

„Ja, er ist sehr hübsch und was noch mehr ist, er ist sehr verständig für eine Katze. Siehst Du, wie

hübsch seine Pfoten gezeichnet sind? Ja, Jack pflegte zu sagen, er habe weiße Handschuhe an."

„Und auch weiße Stiefeln," sagte Helene. „Nein, blos ein Bein ist weiß, seine Stiefeln bilden kein Paar. Ist er gutmüthig?"

„Sehr — wenn man ihn gehen läßt."

„Das nenne ich nicht gutmüthig," sagte Helene lachend.

„Auch ich nicht, aber der Wahrheit zu Liebe muß ich sagen, daß der Capitain Niemand mit sich spielen läßt. Capitain Parry ist ein Charakter. — Komme hinaus auf den Grasplatz, Helene, wir wollen Margery abräumen lassen."

„Was für ein freundlich Gesicht Margery hat," sagte Helene, als sich die Thür hinter ihr schloß. „Und wie hübsch sie spricht; ich höre sie nur gern sprechen. Die Worte fließen bei ihr so klar heraus, ich weiß gar nicht wie; aber nicht wie bei anderen Leuten."

„Du hast ein scharfes Gehör, Helene, Du hast sehr Recht. Margery hatte zu lange in England gelebt, ehe sie hierher kam, um ihre Art zu sprechen, nachher zu verlernen. Aber Thomas spricht so breit wie ein Yankee, und sprach immer so."

„Also Margery ist eine Engländerin?" sagte Helene.

„Allerdings, sie kam vor zwölf Jahren aus reiner Liebe zu meinen Eltern mit uns herüber; und

nun betrachtet sie John und mich, als ihr eigenen Kinder. Sie könnte uns kaum mehr lieben, wenn wir es wirklich wären. Thomas — Du hast Thomas noch nicht gesehen?“

„Nein.“

„Er ist ein vortrefflicher Mann in seiner Art, und so treu wie Gold; aber er erreicht seine Frau nicht. Vielleicht bin ich parteiisch. Margery kam nach Amerika aus Liebe zu uns, und Thomas aus Liebe zu Margery; — das ist ein Unterschied!“

„Aber Miß Alice —“

„Nun, Miß Helene? —“

„Sie sagten, Margery sei mit Ihnen herüber gekommen?“

„Nun, deshalb siehst Du so verwundert aus?“

„Dann aber sind Sie auch eine Engländerin!“

„Nun, was thut das? Du wirst mich doch deswegen nicht weniger lieben?“

„O! nein,“ sagte Helene, „meine Mutter kam aus Schottland, wie Tante Fortuna sagt.“

„Ich bin eine geborne Engländerin, Helene, doch kannst Du mich als halbe Amerikanerin rechnen, wenn Du willst, denn ich habe mehr als die Hälfte meines Lebens hier zugebracht. Komme mit, Helene, ich will Dir meinen Garten zeigen. Er ist etwas entfernt, aber so nahe, als sich überhaupt ein tauglicher Ort dazu finden ließ.“

Sie verließen das Haus auf einem schmalen,

steilen Pfade, der sie den Berg hinabführte, und der in zwei oder drei Minuten nach einem geklärten Stück Land brachte. Es war nicht sehr groß, lag aber sehr hübsch unter den Bäumen, und hatte eine freie Aussicht nach Osten und Südosten. An dem äußersten Rande, und zwar an dem unteren Ende desselben stand eine rohe Bank unter dem Schutze der hohen Waldbäume. Hier setzten sich Alice und Helene nieder. —

Es war beinahe Sonnenuntergang, die Luft kühl und angenehm, die Abendbeleuchtung auf Flur und Himmel.

„Wie schön es ist!“ sagte Alice sinnend. „Wie schön und lieblich! Siehe diese langen Bergschatten, Helene, und wie glänzend ist die Beleuchtung der fernen Hügel. Es wird nicht mehr lange so sein. Noch eine kleine Weile, und unser amerikanischer Sommer wird vorüber sein, und dann giebt es nur Wolken, Sturm, Frost und Schnee. Nun, mögen sie kommen!“

„Ich wünschte, sie kämen nicht,“ sagte Helene; „es thut mir leid genug, daß sie kommen.“

„Warum? Alle Jahreszeiten haben ihre Freuden. Mir thut es gar nicht leid; ich liebe die Kälte.“

„Ich vermuthe, Sie würden sie nicht lieben, Miß Alice, wenn Sie sich alle Morgen waschen müßten, wo ich mich waschen muß.“

„Nun, wo ist das?“

„Unten am Röhrtroge. Ein Stück von der Küchenthür entfernt. Das Wasser kommt aus einer Quelle hinter dem Schweinestalle in eine schmale, sehr lange Rinne, und am Ende der Rinne ist der Röhrtrog.“

„Hast Du keinen Waschtisch in Deinem Zimmer?“

„Nicht die Spur von einem Waschtische. Ich habe mich, so lange ich hier bin, am Röhrtroge gewaschen,“ sagte Helene und lachte trotz ihres Aergers.

„Und Du theilst das Wasser mit den Schweinen?“

„Den Schweinen? O nein, Madame! Die Rinne wird durch Steinhaufen über dem Boden gehalten. Sie können nicht zu dem Wasser; es wäre denn, daß sie an der Quelle trinken, und das glaube ich nicht, da dort viele große Steine herumliegen.“

„Nun, Helene, ich muß sagen, das ist ziemlich unbehaglich, selbst abgesehen von der Gefahr vierfüßiger Gesellschaft.“

„O! jetzt ist's nicht so schlecht,“ sagte Helene, „bei diesem warmen Wetter, aber als es vor acht oder vierzehn Tagen so kalt war — erinnern Sie sich noch Miß Alice? gerade ehe der Nachsommer begann — o! wie unangenehm war es da! Früh Morgens, wenn die Sonne kaum aufgegangen war, und der kalte Wind meine Haare und Kleider umher blies; und dann ist das Bret vor dem Röhrtroge, auf dem ich stehen muß, immer naß von dem umherspritzenden Wasser; und außerdem ist es schlammig und schlüpfrig

— es bildet sich eine Art grüner Ueberzug darauf, — und ich kann mich nicht niederbücken, aus Furcht mich schmutzig zu machen. Ich muß meine Kleider aufnehmen und so gut es geht, mich vorn überbeugen, und in meiner hohlen Hand ein wenig Wasser auffangen. Und natürlich muß ich das vielmals wiederholen, ehe ich genug habe. Ich muß lachen," sagte Helene, „aber es ist bei alledem nicht lächerlich."

„Also wäschst Du Dir das Gesicht in den Händen? Und hast keinen anderen Krug, als eine lange, hölzerne Rinne? Armes Kind, Du thust mir leid. Das muß anders eingerichtet werden, ehe der Winter kommt."

„Das Wasser ist bereits bitter kalt," sagte Helene, „es ist das kälteste Wasser, was ich jemals gesehen habe. Mama schenkte mir eine hübsche Toilette, ehe ich wegreiste; aber ich fand sehr bald, daß hier nicht der Ort zu Toiletten war. Ach, Miß Alice, wenn ich meine Bürste oder meinen Kamm herausnehme, so habe ich nicht einmal einen Tisch, um sie darauf zu legen; der einzige, den ich habe, ist zu hoch, und meine arme Toilette muß auf der Erde stehen. Auch habe ich kein Büreau, alle meine Sachen liegen in meinem Reisekoffer umher."

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde ich das auf keinen Fall dulden," sagte Alice. „Wenn meine Sachen auf einen Koffer beschränkt wären, so

würde ich sie wenigstens in guter Ordnung darin liegen haben."

„Nun, das thun sie auch," sagte Helene, „in ziemlich guter Ordnung. Ich nahm das Umherliegen nicht so wörtlich."

„Suche immer wörtlich zu sagen, was Du meinst. Aber nun, liebe Helene, weißt Du, daß ich Dich fortschicken muß? Siehst Du, daß die Sonne schon die fernen Hügel verlassen hat? Und bald wird sie ganz verschwunden sein. Du mußt nach Hause eilen."

Helene antwortete nicht. Alice hatte sie auf ihren Schooß genommen und sie tändelte mit den Armen ihrer Freundin, womit dieselbe sie umschlungen hielt. Beide waren eine Minute lang ganz still.

„Nächste Woche, wenn nichts dazwischen kommt, wollen wir mit unseren Büchern anfangen. Du kommst Dienstag und Freitag zu mir, und die übrigen Tage arbeitest Du so viel Du kannst zu Hause, denn ich bin sehr eigen, das sage ich Dir voraus."

„Aber wenn mich nun Tante Fortuna nicht läßt?" sagte Helene, ohne sich zu rühren.

„O, sie wird Dich lassen. Du brauchst nichts davon zu sagen. Ich komme hinunter und frage sie selbst, und mir schlägt Niemand etwas ab."

„Ich glaube selbst nicht, daß man dies thun kann," sagte Helene.

„Nun, so gieb Du nicht das erste Beispiel,"

sagte Alice lachend; „ich bitte Dich, fröhlich und glücklich, und alle Tage klüger und besser zu sein."

„Liebe Miß Alice, wie kann ich das versprechen?"

„Liebe Helene, das ist sehr leicht. Es ist Einer, der verheißen hat, daß er Dich erhören will, wenn Du ihn anrufst. Er will Dich zu seinem Ebenbilde machen. Und ihn zu kennen und zu lieben und nicht glücklich zu sein? Das ist unmöglich! Der liebe Heiland! O, was würdest Du, was würde ich ohne ihn sein! Wie Wasserflüsse in einem trockenen Bette. Wie der Schatten eines großen Felsens in einem öden Lande. Wie schön, wie wahr! Wie oft habe ich das gedacht!"

Helene schwieg, wiewol sie auf den Sinn der Worte einging.

„Denke an ihn, Helene, denke an Deinen besten Freund. Lerne Christus, unsern lieben Heiland, besser kennen, und Du mußt glücklich sein. Wähne nicht, daß Du hilf- und freundlos bist, so lange Du zu ihm gehen kannst. So oft Du Dich ermattet und sorgenvoll fühlst, fliehe in den Schatten dieses großen Felsens. Willst Du? Und verstehst Du mich?"

„Ja, Madame; ja Madame." sagte Helene, als sie sich aufrichtete, um ihre Freundin zu küssen.

Alice erwiederte den Kuß von Herzen, schloß Helenen in ihre Arme und sagte: „Nun, liebe Helene, mußt Du gehen. Ich darf Dich nicht länger hier be-

halten. Es wird ohnedies spät sein, fürchte ich, ehe Du nach Hause kommst."

Schnell stiegen sie den schmalen Pfad wieder hinauf und waren bald am Hause. Helene nahm ihre Sachen.

„Denke daran, nächsten Dienstag; aber vorher, Sonntag, Du sollst den Sonntag mit mir verleben. Komme hübsch früh."

„Wie früh?"

„O, so zeitig Du willst — vor dem Frühstück, und unsere Sonntagsfrühstücke gehen zeitig vor sich, Helene. Wir müssen uns zeitig aufmachen, um in die Kirche zu kommen."

Nach manchem Kuß und Lebewohl nahm Helene Abschied und eilte mit starken Schritten den Fahrweg entlang; denn das Zwielicht wurde immer dunkler und sie hatte noch ein gutes Stück zu gehen. Sie lief sich fast außer Athem; dann ging sie ein Stück langsam, um Athem zu schöpfen, dann lief sie wieder. Bergab laufen bringt hübsch vorwärts, und so sah sie in gar nicht langer Zeit das Haus ihrer Tante in der Entfernung. Sie ging nun langsam. Sie war den ganzen Weg munter gewesen, wiewol sie ein unbestimmtes Gefühl hatte, daß etwas Unangenehmes kommen werde. Als sie das Haus sah, verschlang dieses unangenehme Etwas alle anderen Gedanken; und sie ging langsamen Schrittes weiter und dachte nach, was

sie zu thun habe und was wahrscheinlich kommen werde, wenn sie es thäte.

„Wenn Tante Fortuna schlechter Laune sein sollte, und sollte etwas sagen, was mich ärgert — aber ich will mich nicht ärgern — es wird mir zwar sehr schwer werden und doch will ich mich nicht ärgern. Ich habe Unrecht gethan, und ich will es ihr sagen und sie um Verzeihung bitten. Es wird mir schwer fallen, aber ich will es thun. Ich will ihr sagen, was ich zu sagen habe, und dann, mag sie es aufnehmen wie sie es will, werde ich die Beruhigung haben, zu wissen, daß ich recht gehandelt.“ Aber, sagte das Gewissen, Du mußt es nicht steif und hochmüthig sagen, Du mußt es bescheiden sagen, und wie wenn Du es fühltest und dächtest. Ich will, sagte Helene.

Sie blieb in dem Vorbau stehen und blickte durch das Fenster, um zu sehen, wie die Aussichten stünden. Nicht gut. Der Tritt ihrer Tante klang schwer und unheilverkündend. Helene vermuthete, daß ihre Gemüthsstimmung nicht gerade angenehm sein würde. Sie öffnete die Thür — kein Zweifel, Miß Fortuna's ganzes Aeußere, bis auf das Tuch, das sie auf dem Kopfe trug, sprach Mißvergnügen aus.

„Sie ist nicht bei guter Laune,“ sagte Helene, als sie die Treppe hinaufging, um ihren Hut und ihre Mantille abzulegen. „Ich habe sie nie bei guter Laune gesehen, wenn sie dieses Tuch um hatte.“

Sie kehrte sogleich in die Küche zurück. Ihre Tante wusch und trocknete so eben die Teller ab.

„Ich bin ziemlich spät nach Hause gekommen," sagte Helene heiter. „Soll ich Ihnen helfen, Tante Fortuna?"

Ihre Tante blickte sie an.

„Ja, Du kannst mir helfen; geh, zieh ein Paar weiße Handschuh an und thu eine seidne Schürze um, dann wirst Du fertig sein."

Helene sah an sich herunter. „O, mein Merino-Kleid! Ich hatte es vergessen; ich will sogleich gehen und es ausziehen."

Miß Fortuna sagte nichts und Helene ging. Als sie zurückkam, war schon Alles abgetrocknet; und als sie einige Teller wegsetzen wollte, nahm ihre Tante sie ihr aus der Hand und sagte, sie solle sich hinsetzen.

Helene gehorchte und war stumm, während Miß Fortuna mit einem Aufwande von Kraft, der gar nicht nothwendig zu sein schien, um sich herumwarf, und Alles rasch an seinen Ort stellte. Als sie zuletzt die Krumen von der Erde zusammenkehrte und in das Feuer warf, brach sie wieder das Schweigen. Die alte Großmutter saß in der Kaminecke, aber sie war selten sehr gesprächig in Gegenwart ihrer strengen Tochter.

„Warum kamst Du heute nach Hause und bliebst nicht bei Miß Humphreys?"

„Miß Alice lud mich nicht ein."

„Das heißt also, Du würdest geblieben sein, wenn sie es gethan hätte?“

„Ich weiß es nicht, Madame, aber Miß Alice würde mich nicht zu etwas eingeladen haben, was nicht recht wäre.“

„O nein, natürlich nicht!“ sagte die Tante. „Miß Alice ist ein wahres Muster von Vollkommenheit, alle Leute sagen so; und ich glaube, Du würdest dasselbe Lied singen, und hast sie kaum drei Mal gesehen.“

„Das würde ich,“ sagte Helene, „und ich könnte das sagen, nachdem ich sie ein Mal gesehen hatte; für Miß Alice würde ich Alles in der Welt thun.“

„Nun, das muß ich sagen, Du bist auf dem besten Wege. Der Person, die das Meiste für Dich thut und alle mögliche Schererei von Dir hat, kannst Du nicht die mindeste Liebe und Güte erweisen. Aber gegen die erste beste Fremde, die Dir in den Weg gelaufen kommt, bist Du süß wie Honigseim, und dünkst Dich zu gut für uns gemeines Volk, und erzählst Geschichten, wie es Dir zu Hause ergeht. Ich habe das satt,“ sagte Miß Fortuna, indem sie die Feuerböcke umwarf und die Feuerzange und die Kohlenschaufel auf eine Weise in die Ecke warf, daß das Eisen klirrte. „Da möchte man gleich selbst eine Stiefmutter sein — und damit abgemacht! Komm, Mutter, es ist Zeit für Dich zu Bett zu gehen.“

Die alte Frau stand mit der Sanftmuth, die

an Unterwerfung gewöhnt ist, auf und ging mit ihrer Tochter die Treppe hinauf.

Helene hatte Zeit zu überlegen, während sie fort war, und faßte den Vorsatz, ungesäumt, wenn ihre Tante zurückkäme, zu thun, was sie nicht lassen könnte. Sie würde sich selbst gern überredet haben, die Sache aufzuschieben. „Es ist spät,“ sagte sie bei sich selbst, „die Zeit ist nicht günstig, es wird besser sein, jetzt zu Bett zu gehen und Tante Fortuna morgen um Verzeihung zu bitten.“ Aber das Gewissen sagte: „Erst versöhne Dich mit Deinem Bruder.“

Miß Fortuna kam soeben die Treppe herunter, aber ehe Helene ein Wort heraus bringen konnte, kam ihre Tante ihr schon zuvor:

„Marsch, zünde Dein Licht an und mache, daß Du fortkommst, Du bist mir im Wege. Ich kann nichts thun, wenn mir ein halbes Dutzend auf die Finger sehen.“

Helene stand auf:

„Ich wollte Ihnen erst etwas sagen, Tante Fortuna.“

„Nun, so sage es schnell, ich habe keine Zeit um mich hinzustellen und zu schwatzen.“

„Tante Fortuna,“ sagte Helene stotternd, „ich wollte Ihnen sagen, daß ich eingesehen, daß ich heute Morgen gefehlt habe, und es thut mir leid, und ich hoffe, Sie werden mir vergeben.“

Eine Art unwilliges Lachen kam aus Miß Fortuna's Munde.

„Schwatzen ist leicht, das Handeln gefällt mir besser. Es wäre mir lieber, wenn Du Deine Art und Weise änderteſt, als wenn Du Dich hinstellst und Reden darüber hältst. Mit dem Leidthun lockt man keinen Hund aus der Hütte."

„Aber ich will es nicht wieder thun," sagte Helene.

„Wenn ich sehe, daß Du es nicht wieder thust, werde ich anfangen, zu denken, daß etwas an Deinen schönen Worten ist. Handlungen sprechen lauter, als Worte. Ich glaube nicht daran, daß man auf einmal zu einem Engel wird."

„Nun, ich will mich wenigstens bestreben," sagte Helene seufzend.

„Es soll mich sehr freuen, wenn ich es sehe," sagte die Tante. „Aber was hat Dich auf einmal auf den Einfall gebracht, so schöne Redensarten von Gehorsam u. s. w. zu machen."

„Miß Alice sagte mir, ich solle Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie beleidigt hätte," sagte Helene, die sich kaum der Thränen erwehren konnte. „Und ich weiß, daß ich heute Morgen gefehlt habe, und ich hatte auch neulich unrecht mit dem Briefe; und es thut mir leid, mögen Sie es glauben oder nicht."

„Miß Alice hat es Dir also gesagt? Und es ge-

schieht Alles Miß Alice zu Gefallen? Ich glaube, Du hast gefürchtet, Deine Freundin Miß Alice möchte Etwas von Deinen Streichen hören, und Du hast gedacht, es wäre besser, mich wieder gut zu machen? Ist's nicht so?"

„Nein Madame," antwortete Helene leise. Aber weiter reichte ihre Stimme nicht.

„Ich wünschte, Miß Alice kümmerte sich um ihre eignen Angelenheiten und kehrte nicht vor Anderer Thür. Das ist immer die Art solcher Tugendmuster. Sie finden ewig Etwas an ihren Nebenmenschen, was nicht so sein soll. Ich denke, Leute, die den Kopf nicht so hoch tragen, kommen eben so gut in der Welt fort."

Helene fühlte sich stark versucht zu antworten, aber sie verschloß ihre Lippen.

„Ich will Dir etwas sagen," fuhr Miß Fortuna fort. „Wenn Dir etwas daran gelegen ist, daß ich all diesem Schwatz glauben soll, so sag es morgen Mr. Vanbrunt und erzähle ihm, wie häßlich Du diese beiden Tage gegen mich gewesen bist, und laß ihn wissen, daß Du gefehlt hast, und daß ich im Rechte war. Ich glaube, er denkt, Du kannst gar nichts Unrechtes thun; und es würde mir lieb sein, wenn er es auf ein Mal erführe."

Helene hatte einen schweren Kampf mit sich, ehe sie sprechen konnte. Miß Fortuna's Lippen fingen an ein höhnisches Lächeln zu zeigen.

„Ich will es ihm sagen," erwiderte endlich He=

lene, „ich will ihm sagen, daß ich gefehlt habe, wenn Sie es wünschen.“

„Ich wünsche es. Ich will den Leuten die Augen öffnen; es wird ihm gut thun, vermuthe ich, und Dir auch. Hast Du mir nun noch etwas zu sagen?“

Helene zauderte, sie wurde roth und blaß; sie wußte, daß es keine günstige Zeit war, aber wie konnte sie warten?

„Tante Fortuna,“ sagte sie, „Sie wissen, ich sagte Ihnen, daß ich mich mit dem Briefe sehr unartig benommen. Wollen Sie es mir vergeben?“

„Vergeben? — Ja, Kind, ich sorge mich gar nicht darum.“

„Wollen Sie also so gut sein und mir meinen Brief wieder zurück geben?“ sagte Helene schüchtern.

„O! ich kann jetzt nicht danach suchen, ich will ein anderes Mal zusehen. Jetzt nimm Dein Licht und geh zu Bett, wenn Du mir weiter nichts zu sagen hast.“

Helene nahm ihr Licht und ging. Verletztes Gefühl und Täuschung preßten ihr einige Thränen aus. Aber sie hatte den Beifall ihres Gewissens und auch dessen, wie sie glaubte, dessen Zeuge das Gewissen ist. Sie dachte an den großen Felsen in einem öden Lande und legte sich in seinem Schatten schlafen.

Der nächste Tag war Samstag. Helene stand zeitig auf, und nachdem sie sorgfältig Toilette gemacht, blieb ihr noch eine ganze Stunde übrig, ehe

sie hinunter zu gehen brauchte. Sie benutzte diese Stunde, um sich vorzubereiten, ihre Morgenaufgabe heiter und fröhlich zu erfüllen. Und Helene würde sich in vortrefflicher Stimmung zum Frühstück gesetzt haben, wenn nicht die versprochene Mittheilung an Mr. Vanbrunt gewesen wäre. Sie ärgerte sich ein Wenig. „Ich habe es Tante Fortuna gesagt, das war ganz in der Ordnung; aber warum ich es Mr. Vanbrunt sagen soll, das weiß ich nicht. Wenn aber Tante Fortuna dadurch überzeugt wird, daß es mir Ernst, ist und daß ich aufrichtig meine, was ich sage — dann muß ich es freilich thun."

Mr. Vanbrunt stand auf, nachdem er sein Frühstück, ohne eine Silbe zu sprechen, vollendet hatte und war im Begriff wegzugehen, als Miß Fortuna ihn aufhielt.

„Warten Sie einen Augenblick, Mr. Vanbrunt," sagte sie, „Helene hat Ihnen etwas zu sagen. Nun vorwärts, Helene!"

Das Lächeln, welches diese Worte begleitete, empfand Helene mehr, als sie es sah. Sie wurde purpurroth und zögerte.

„Helene und ich hatten gestern einen kleinen Zwist," sagte Miß Fortuna, „und sie will mit Ihnen darüber sprechen."

Mr. Vanbrunt stand ganz ernsthaft da. Helene blickte ihm mit thränenschweren Augen in's Gesicht.

„Mr. Vanbrunt," sagte sie, „Tante Fortuna will, daß ich Ihnen sagen soll, was ich ihr gestern

Abend gesagt habe. Ich habe eingesehen, daß ich mich gestern und andere Male nicht so gegen sie benommen, wie ich es wol sollte."

„Und was veranlaßte Sie dazu?" sagte Mr. Vanbrunt.

„Sage ihm," sagte Miß Fortuna roth werdend, „daß Du gefehlt hast und ich im Rechte war, dann wird er es glauben."

„Ich habe gefehlt," sagte Helene.

„Und ich hatte recht," sagte Miß Fortuna.

Helene schwieg und Mr. Vanbrunt sah die eine nach der anderen an.

„Sprich," sagte Miß Fortuna, „sage ihm Alles, wenn Du aufrichtig meinst, was Du sagst."

„Ich kann es nicht," sagte Helene.

„Nun, Du sagtest, Du hättest gefehlt," sagte Miß Fortuna, „das ist blos halbe Sache; wenn Du im Unrecht warst, war ich im Rechte. Warum sagst Du das nicht und machst so viel Federlesens?"

„Ich sagte, ich hätte gefehlt," erwiderte Helene, „und das ist wahr! Aber ich habe nie gesagt, daß Sie im Rechte waren, Tante Fortuna, und ich denke es auch nicht."

Diese Worte, wiewol bescheiden gesprochen, genügten, um Miß Fortuna in Wuth zu bringen.

„Was habe ich gethan, was nicht recht war? Sprich! ich möchte es wissen. Wie war es, Helene, heraus damit! sage Alles, worauf Du Dich entsin-

nen kannst. Bleiben Sie und hören Sie, Mr. Vanbrunt! Sprich Helene und laß uns Alles hören."

„Ich danke, Madame," sagte Mr. Vanbrunt, indem er hinausging und die Thür hinter sich zumachte; „ich habe völlig genug gehört."

„Und ich habe zu viel gesagt," sagte Helene, „bitte, vergeben Sie mir, Tante Fortuna. Ich würde es nicht gesagt haben, wenn Sie mich nicht so gedrängt hätten. Ich habe mich einen Augenblick vergessen. Es thut mir leid, daß ich es gethan habe."

„Dich vergessen?" sagte Miß Fortuna. „Ich wünschte, Du vergäßest Dich zu meinem Hause hinaus. Auf alle Fälle sei so gut und vergiß, wo ich heute bin. Ich habe eine Zeitlang völlig genug von Dir. Geh doch zu Miß Alice und hole Dir eine neue Lection und sage ihr, daß Du vortreffliche Fortschritte machst."

Helene würde mit Vergnügen zu Miß Alice gegangen sein, aber da am anderen Tage Sonntag war, so hielt sie es für das Beste zu warten. Sie ging traurig nach ihrem Zimmer. „Warum konnte ich nicht ruhig sein!" sagte Helene, „wenn ich nur diese einzige unglückliche Minute meine Zunge gezügelt hätte! Was plagte mich nur, das zu sagen!"

Leidenschaft, Stolz, die sich ungezähmt entwickelt hatten; und Helene hatte noch zu lernen, daß sie noch viel beten, viel weinen, viel wachen müsse, und daß sie noch viel Hilfe von Oben bedürfe, ehe

sie diese bösen Geister völlig austreiben würde. Aber sie kannte ihre Krankheit, sie hatte sich an den rechten Arzt gewendet; sie war auf dem Wege der Besserung.

Ein Gedanke kostete an diesem Tage in ihrem einsamen Zimmer Helenen noch Ströme von Thränen. „Mein Brief, mein Brief! was soll ich thun, um meinen Brief zu erhalten?“ sagte sie zu sich selbst. „Es geschieht mir ganz recht; ich hätte nicht hitzig werden sollen! O! ich habe diesmal eine Lehre empfangen!“

Neuntes Kapitel.

Carra-Carra.

„Schlaft, schlaft, ihr erdgebornen,
Ihr qualenvollen Sorgen!“ —
So sang der Dörfler frommer Chor
Am süßen Sabbath-Morgen.
Longfellow.

Den 1. December 18—.

Meine theuere Mutter!

Ich stehe im Begriff, Dir von dem angenehmsten Tage zu erzählen, den ich noch erlebt habe. Es freut mich, daß ich Dir wieder Angenehmes zu schreiben habe, Mama. Ich berichtete Dir Einiges am Sonnabend, wie Du Dich erinnerst, und jetzt kommt die Fortsetzung. — Ich habe Dir so viel zu sagen, daß es mich zwei oder drei Tage kosten wird, um mit Allem fertig zu werden. Mama, wenn man an einem Briefe zwei oder drei Tage schreibt, soll man denselben vom ersten oder letzten Tage datiren? Aber das hätte ich

nicht zu schreiben brauchen; ich kann Miß Alice fragen. — Ich erzählte Dir, daß Miß Alice mich zum Sonntag eingeladen habe; ich war sehr froh, denn Tante Fortuna geht niemals in die Kirche, sondern bleibt einen großen Theil des Tages im Bette liegen und schläft, wenigstens denke ich so, denn sie schließt sich in ihrem Zimmer ein, und wenn sie herunter kommt, sehen ihre Augen ganz verschlafen aus. Ich pflegte den ganzen Tag auf die trübseligste Art zu faulenzen, und o! wie betrübt war ich immer, Mama! Aber gestern war es ganz anders! — Miß Alice hatte mich zum Frühstück eingeladen. Du weißt, Mama, die Morgen sind jetzt sehr dunkel; ich fürchtete so sehr, es zu verschlafen, daß ich, wenn ich nicht irre, vielleicht schon um drei Uhr aufwachte. Ich weiß nicht, welche Zeit es war, aber es war noch nicht ein Bischen hell, und wurde es lange, lange nicht. Ich wachte und wachte und warf mich umher, und dachte, der Tag käme gar nicht. Ich wagte es nicht, wieder einzuschlafen, und hätte es auch nicht gekonnt, selbst wenn ich gewollt hätte. Ich sah nach den Fenstern, und o! wie froh war ich, als es hell genug wurde, um die Fensterscheiben sehen zu können. Da stand ich auf, und als ich fertig mit meiner Toilette war, dachte ich, es wäre das Beste, mich auf den Weg zu machen, denn ich hatte ein gutes Stück zu gehen. Es war noch nicht voller Tag, und Mama, ich kann Dir nicht sagen, was für einen angenehmen Spaziergang ich hatte. Die Luft war so

frisch und kühl und Alles sah so lieblich aus, und es war so still! Es kam mir gerade wie am Sonntag-Morgen vor und gar nicht wie an einem anderen Tage. Ich dachte vielmals an Dich, Mama, und was Du wol machen möchtest, und ich wünschte, Du hättest mich sehen und wissen können, wie glücklich ich war. Es war ein Vergnügen zu gehen, Mama; ich fühlte mich so selig. Ich begegnete auf dem ganzen Wege keinem Menschen und keinem lebenden Wesen. Ich sah nichts als die Bäume und die Fencen und die Flur, und den schönen blaugrauen Himmel; und das war mir genug!

Ich kam ziemlich rasch ans Ziel. Ich versuchte es nicht wieder mit dem Klopfer an der Vorderthür, sondern ging sogleich um das Haus herum nach der Glasthür, von der ich Dir erzählte, Mama, und klopfte an die Scheiben. Aber in dem Augenblicke, als ich dies gethan hatte, sah ich, daß sie Alle drinnen beim Gebet waren. Ich schämte mich sehr, aber Miß Alice kam selbst an die Thür, öffnete sie und führte mich hinein. Sie sagte nicht ein Wort, denn ihr Vater las eben vor, aber sie lächelte und küßte mich, und ließ mich neben sich aufs Sopha setzen. Und dort schlang sie sanft ihren Arm um mich, nahm mir den Hut ab, und legte mir ihn weg; o! so freundlich, Mama! Ich erinnere mich, wie sie es that, aber ich kann es Dir nicht sagen. Als das Gebet vorüber war, führte sie mich zu Mr. Humphreys und stellte

mich ihm vor; er lächelte und schüttelte mir die Hand, und fragte, wie ich mich befände, und war so gütig, zu sagen, er freue sich, mich zu sehen. Und dann nahm er sein Buch und verließ das Zimmer. — Er ist ein sehr ernster Mann und sieht Miß Alice nicht ein Bischen ähnlich, er ist viel älter, als ich erwartete, und hat ganz graues Haar. Miß Alice nahm mir den Mantel ab und fragte mich, ob ich noch nicht in der Sonntagsschule gewesen wäre und ob ich ihr helfen wolle, und sagte, sie wolle mir etwas zu thun geben. Du kannst Dir nicht denken, Mama, wie froh ich war und zugleich wie bange, daß ich keinen Mißgriff machen möchte. Beim Frühstück sprach Mr. Humphreys nicht ein Wort; er sah aus, als wenn er gar nicht wüßte, daß noch Jemand am Tische sei, wiewol er mir zuerst vorlegte. Auch Miß Alice sprach nicht viel. Aber nach dem Frühstück, als wir die Tassen und Teller aufwuschen, fragte sie mich, wie ich mir dächte, daß wir nach der Kirche kommen würden? Ich sagte, wir würden gehen. O! nein, sagte Miß Alice, das geht nicht, Carra-Carra ist vier Meilen entfernt. Dann sagte ich, wir würden vielleicht fahren? Nein, erwiderte Miß Alice, das wäre noch weniger möglich, sie hätten kein anderes Gefährt, als einen kleinen einspännigen Schlitten. Da sagte ich, ich müsse es aufgeben, ich könne es nicht errathen. Nun, erwiderte Miß Alice, mein Vater wird, wie er immer zu thun pflegt, seinen Braunen reiten, Thomas

und Margery fahren in dem Kahne und wir zwei reiten auf meinem Pony. Aber, sagte ich, wird er uns Beide tragen können? Ja, erwiderte Miß Alice; aber sie lächelte, und ich wußte nicht, was ich denken sollte. Ich sagte, ich fürchtete, daß wir ihn übermüden würden. Nein, erwiderte Miß Alice, dafür wollte sie einstehen. Aber, sagte ich, ist er groß genug, daß wir Beide auf seinem Rücken Platz haben? Miß Alice lachte gerade heraus und sagte, das wollten wir nicht versuchen, ich sollte den einen Theil des Weges reiten und sie den anderen, und wer gerade nicht ritte, sollte gehen. Es that mir sehr leid, daß Miß Alice nicht den ganzen Weg reiten sollte. Aber sie sagte, das würde ihr sehr viel Vergnügen machen. So, Mama, machten wir uns nach dem Frühstück fertig, und der alte Braune und der Pony wurden vorgeführt. Miß Alice sagte, ich sollte die erste Hälfte des Wegs reiten. Ich fürchtete mich fast, denn Du weißt, Mama, ich habe nur ein Mal in meinem Leben auf einem Pferde gesessen. Aber Miß Alice zeigte mir, wie ich den Zügel und die Peitsche halten solle und sagte mir nur, ich solle mich in Acht nehmen und nicht damit an Scharf kommen; und sie steckte meinen Fuß in den Steigbügel und sagte mir, er sei sehr gutmüthig und ich brauchte nicht ängstlich zu sein; und Thomas sagte, er sei nicht ein Bischen scheu. Aber, o! Mama, wie fürchtete ich mich, als er sich unter mir in Bewegung setzte; ich dachte nicht, daß es schon

fortgehen sollte, denn ich war noch nicht fertig; da warf er seinen Kopf wie im Spaße auf die Seite, gerade als hätte er sagen wollen: ich will nicht länger warten; und wedelte mit seinem großen, buschigen Schweife und lief mit mir in einer solchen Eile weg, daß ich dachte, er ginge durch. Aber Miß Alice sagte, er liefe blos Trab. Ich schrie nicht, war das nicht gut, Mama? Und in einer Minute war Thomas an meiner Seite und ergriff Scharf's Zügel und ließ ihn langsamer gehen. Und Miß Alice kam heran und sprach mir Muth zu und lachte mich aus, daß ich so blaß aussehe, wie sie sagte. Und wiewol ich fast Lust gehabt hätte, herunter zu steigen, so nahm ich mir doch vor, es nicht zu thun; und ich war sehr froh, daß ich es nicht gethan, denn nach einer kleinen Weile verlor sich meine ganze Furcht. Thomas ging zurück und Mr. Humphreys ritt vorüber. Er sagte, er könne nicht so langsam reiten; und Miß Alice ging neben mir her und streichelte Scharf, und sprach ihm und mir Muth zu. Und nun vergaß ich alle Furcht und dann, Mutter, wie hübsch das war! — Es war ein kühler Morgen, der Weg war allerliebst und wand sich um die Berge herum. Und die Bäume standen dicht an beiden Seiten und hingen an manchen Stellen darüber hinweg. Es muß im Sommer herrlich sein. Aber die Bäume haben jetzt kein Laub. Miß Alice sagte, wir hätten so eine um so bessere Aussicht, und als wir um den Berg kamen, konnten wir meilen-

weit Berge und Fluren übersehen, und zur Linken, zwischen uns und dem Dorfe lag der liebliche kleine See von Carra-Carra. Aber ich weiß nicht, weshalb ich ihn klein nenne, denn er ist hübsch groß. Einen Theil der Zeit ging der Weg dicht am Rande des Wassers hin. Ich kann Dir nicht sagen, Mama, wie angenehm das war. Manchmal trabte ich vor Miß Alice voraus, kehrte dann wieder um und ritt zu ihr zurück. Ich wurde ganz keck. Ich vergaß völlig, daß auch Miß Alice reiten wollte, bis es mir plötzlich einfiel und ich sie fragte, ob wir noch nicht bis zur Hälfte des Weges wären; und da sah ich aus ihrem Blicke, daß wir schon viel weiter waren. Sie lächelte und sagte, es schade nichts und ich möchte nur bis Carra-Carra reiten; aber natürlich nahm ich das nicht an. Ich stieg ab und sie stieg auf. Und nun freute ich mich fast eben so sehr, sie reiten zu sehen, als wenn ich selbst geritten wäre. Sie saß so gerade und schien sich so behaglich zu fühlen, als wenn sie in einem Schaukelstuhle gesessen hätte. Und sie sagte, so wäre es ihr auch. Als wir vor die Kirche kamen, stand Thomas da, um uns Scharf abzunehmen und ihn anzubinden; und ringsum standen die Wagen und Pferde der Leute an Bäume gebunden. Es ist eine sehr armselige kleine Kirche; sie faßt nur eine kleine Gemeinde, und steht ein Stück Weges von dem Dorfe ab, fast dicht an der Straße und ohne alle Umzäunung. Doch stehen viele Bäume da, damit die Leute

ihre Pferde anbinden können; und im Sommer müssen sie sehr hübsch aussehen. Aber, Mama, im Ganzen genommen, habe ich noch keinen so seltsamen Ort gesehen. Erstens sitzen alle Leute mit den Gesichtern gegen die Thür, denn die Kanzel ist auf dieser Seite der Kirche; und dann ist kein Platz für die Sänger, sondern sie haben nur die hintersten Sitze inne und stehen auf, wenn sie singen. Und die Kirchenstühle sind gar nicht hübsch; sie haben nichts als harte Bretersitze und Rücklehnen, und mir thaten alle Glieder weh, ehe wir aus der Kirche kamen, wiewol der Kirchenstuhl von Miß Alice ein Polster hatte. Ich weiß nicht, wie es die anderen Leute aushalten, denn ich sah außerdem nur noch ein einziges Kissen. Aber Miß Alice sagt, alle Dorfkirchen wären gerade so, nur manche noch nicht so gut. Und noch etwas war sehr seltsam, nämlich wie die Leute in die Kirche kamen. Als wir hineingingen, sah ich viele Männer vor der Thür stehen und ich wunderte mich, was sie da machten; aber da blieben sie bis Mr. Humphreys das erste Gebet verlesen hatte, und ich war erstaunt, sie nun in einer langen Reihe, Einer nach dem Andern hereinkommen zu sehen, und jeder zog den Hut ab, sobald er in die Thür trat. Du kannst Dir nicht denken, wie spaßhaft dies aussah, Mama, und solch einen Haufen von Männerfüßen hast Du noch nicht gehört; ich dachte, sie würden gar kein Ende nehmen. — Da lachte ich noch nicht; aber, Mama, als sie anfingen

zu singen, konnte ich mich nicht mehr halten. Ich lächelte ein ganz klein wenig, wiewol ich mir alle mögliche Mühe nahm, um mir's zu verbeißen. Sie fingen an und fuhren eine Weile fort und dann hörten sie auf und fingen wieder an. Der Eine zog hinauf, der Andere herunter. Manchmal hörten sie Alle auf ein Mal auf, außer Miß Alice, und dann schrien sie wieder ärger als zuvor. Und, Mama, sie hatten keinen Begriff von Tact halten oder Melodie singen. Ich senkte den Kopf und gab mir entsetzliche Mühe nicht zu lachen. Da legte Miß Alice sanft ihre Hand auf die meine und ich sah zu ihr auf. Sie sang, aber sie schien mir ein wenig ernst. Ich schämte mich und es that mir leid, Mama; nachher war es mir nicht mehr zum Lachen. Im Gegentheil war es mir mehr wie weinen. Ich vergaß die Leute und die Kirche und horchte auf Mr. Humphreys. O! Mama, er ist ein sehr guter Prediger. Ich verstand Alles, was er sagte, vollkommen; und ich konnte an nichts denken, als was er sagte, so lange er predigte. Ich hatte keine Ahnung, daß er am Ende sei, als er aufhörte. Das letzte Lied ging besser; aber wenn es auch nicht der Fall gewesen wäre, ich würde an diesem Tage nicht mehr in der Kirche gelacht haben. Nachdem Alles vorüber war, verwunderte ich mich wieder. Mr. Humphreys kam von der Kanzel herunter und eine ganze Menge Leute versammelten sich um ihn, um ihm die Hand zu schütteln. Dasselbe thaten sie

mit Miß Alice; sie schienen viel zu sagen zu haben, und wir konnten unter einer halben Stunde, glaube ich, nicht aus der Kirche kommen. Wie denkst Du nun, daß wir den übrigen Theil des Tages zugebracht haben, Mama? Du würdest es niemals errathen. Als wir hinauskamen, fragte mich Miß Alice, was wir nach meiner Meinung nun thun würden? Ich sagte: nach Hause gehen. Sie erwiderte: nein, das nicht; und sagte, ihr Vater reite sechs Meilen weiter, um am Nachmittage in einer anderen kleinen Kirche zu predigen. Aber es sei zu weit für sie, und sie und ich wollten in Carra-Carra bleiben, bis er zurückkehre, und wir würden genug zu thun finden. Und so kam es, Mama. Zuerst war Sonntagsschule, ebenfalls in der Kirche. Es waren gegen zwanzig Kinder, denn ich zählte sie, und kein Lehrer als Miß Alice. Sie gab mir vier ganz kleine Kinder, die ich die Buchstaben lehren sollte, und Mama, sie machten mir Arbeit genug die ganze Zeit. Eins von ihnen war ein gutes kleines Ding, ein hübsches lockenköpfiges Mädchen; aber mit den drei anderen hatte ich meine liebe Noth, daß sie etwas thaten. Sie sahen sich die ganze Zeit um und blickten nach allem Möglichen, nur nicht nach mir und dem Buche. Und sie hielten mich so in Athem, daß ich nicht sehen konnte, was Miß Alice machte; nur konnte ich dann und wann ihre süße Stimme hören. Mama, sie hat die süßeste Stimme, die Du in Deinem Leben gehört hast. Ich

war ganz ermattet, als wir fertig waren. Solche Mühe hatte es mir gemacht, diese kleinen Rangen zum Aufmerken zu bewegen. Aber ich liebe sie auch. Miß Alice war ebenfalls müde, denn sie sah so aus. Wir Beide standen auf der Treppe, um die Kinder fortgehen zu sehen; dann sagte sie: nun, Helene, wollen wir zu Tische gehen; was mich sehr freute. Wo glaubst Du, daß wir gegessen haben, Mama? An dem lieblichsten Plätzchen, an dem ich jemals ein Mittagsmahl gehalten. Miß Alice sagte, die Luft in der Kirche sei dumpfig und sie müsse frische Luft schöpfen. Und so gingen wir, Margery, sie und ich, ein Stückchen Wegs, bis an das Ufer des Sees, und dort fanden wir ein hübsches, geschütztes Plätzchen, wo wir den Wind nicht fühlen konnten, und hinter uns standen die Felsen und Bäume, so daß uns Niemand sehen konnte, und das spiegelglatte Wasser war gerade zu unseren Füßen. Wir setzten uns auf einige Steine nieder und nun packte Miß Alice ihren Korb aus. Mama, so hat mir in meinem Leben nichts geschmeckt. Zuerst gab Miß Alice Margery, mir und sich selbst ein Messer und eine Gabel und eine Serviette, um sie uns auf den Schooß zu legen; und so war der Tisch gedeckt, Mama. Dann hatten wir kalten Schinken und Butter und Brod — vortrefflich kann ich Dir sagen, Mama, und Pfefferkuchen und eine delicate Aepfelpastete. Miß Alice sagte, ich sei hungrig und der Hunger würze mir die Mahlzeit. Aber ich weiß,

das war nicht Alles; und Margery holte einen Krug Wasser aus dem Dorfe. Wie hübsch das war, Mama, ich wünschte, Du wärest da gewesen. Von dort, wo wir saßen, konnten wir das Dorf nicht sehen; nichts als den schönen See, seinen Wald und die Ufer rings-herum. Wir hörten den Wind in den Wipfeln der Bäume heftig sausen, aber uns berührte er nicht; und so hatten wir das schöne Concert umsonst. Und nach-dem wir fertig waren, wuschen wir uns den Mund und die Hände in dem See, dem größten Waschbecken, das ich noch gebraucht habe. Aber wir vergaßen nicht, daß es Sonntag war, Mutter, nicht eine Minute; das hätte ich auch in Miß Alice's Gesellschaft nicht gekonnt. Ich sagte ihr, während Margery den Korb wieder zusammenpackte, wie leid es mir thue, daß ich in der Kirche gelacht hätte, und wie viel Mühe ich mir gegeben, um das Lachen zu verbeißen. Sie er-widerte, sie könne das sehr wohl begreifen, sie würde das sonst eben so gemacht haben. Ich frug sie, ob sie es nicht für sehr schwer halte, nicht zu lachen, wenn die Leute einen solch' närrischen Lärm machten. — Mama, ich werde es nie vergessen, wie sie mir antwortete und wie sie aussah. — Nein, Helene, sagte sie, lachen war das Letzte, woran ich dachte; ich dachte an die süßen Worte, die sie sangen, und es that mir ein Wenig leid, daß Du nicht daran dach-test. — Mir war es schmerzlich, sie so sprechen zu hören. O Mama, wie ich sie liebe! Und Du wirst

Dich sehr, sehr freuen, zu hören, daß ich eine solche Freundin habe. Ich weiß, was Du sagen würdest, wenn Du hier wärest. Du würdest mir sagen, ich möge nicht vergessen, wer mir diese Wohlthat erzeigt hat. Mama, ich vergesse es nicht. Viele, viele Mal des Tages danke ich ihm von Herzen, daß er so gut gegen mich ist. Ich fühle mich ganz anders, seitdem ich Miß Alice getroffen habe. — Nachdem wir unser Mittagsmahl beendet, saß sie eine Weile da und blickte in das Wasser, bis ich sie frug, was wir nun machen wollten. Da sprang sie auf und sagte: O, sehr viel! Ich sollte mit ihr gehen und ich würde es sehen. Wir gingen in das Dorf. Es ist wirklich ein recht armseliges Dörfchen, wenn man darin ist; wiewol es in der Entfernung so hübsch aussieht. Wir gingen in ein kleines Haus mitten im Dorfe, das kleinste, das ich noch besucht habe. Wir gingen eine kleine schmale Treppe hinauf und Miß Alice klopfte an die Thür, die so klein und armselig war, wie ich noch keine sah; man konnte sich kaum darin umdrehen. Es rief Jemand: herein! und wir gingen hinein. Es war da eine alte Frau in einem Armsessel und ein kleines Mädchen. Die alte Frau war blind, wie ich sah, aber sie erkannte Miß Alice in dem Augenblicke, als sie hereintrat; und Du hättest sehen sollen, Mama, wie sie sich darüber freute. Nachdem sie eine Weile über andere Sachen gesprochen, kannst Du Dir denken, wie erstaunt ich war, Mama, als Miß Alice

der alten blinden Frau fast die ganze Predigt ihres Vaters wiederholte. Und die alte Frau lauschte so still und war so aufmerksam wie möglich. Sie war gewiß sehr froh, sie zu hören; und Miß Alice sagte mir nachher, daß Niemand im Dorfe einer Predigt sich mehr freue, als die alte Frau; da sie aber nicht ausgehen kann, so besucht sie Miß Alice jeden Sonntag und hält ihr eine Predigt. Wir waren eine lange Zeit dort und dann gingen wir ein Wenig weiter in ein anderes Haus. Ich fragte Miß Alice, ob sie dort auch wieder predigen wolle? Und sie lachte und sagte: Nein, das nicht gerade. Aber ich habe auch nicht weit gefehlt. Da wohnte eine andere alte Frau, aber keine blinde, und zwar eine recht hübsche alte Frau. Aber sie konnte ebenfalls nicht in die Kirche gehen und Miß Alice pflegte ihr aus der Bibel vorzulesen. Aber sie las nicht nur, sie hielt sehr oft inne, um Erklärungen zu geben. Und ich hörte sie nur gern sprechen, eben so wie die alte Mrs. Blockson. Aber ehe sie lange gelesen hatte, sah ich aus der Art und Weise, wie sie inne hielt und Athem schöpfte, daß sie anfing müde zu werden. Mama, das konnte ich nicht mit ansehen und ich fragte sie, ob ich nicht an ihrer Statt vorlesen könne, und sie könnte fortfahren zu erklären wie vorher. Miß Alice lächelte und ließ mich lesen. Und ich las eine gute Weile, und sie unterbrach mich immer nach einigen Worten, um etwas zu sagen. Du kannst Dir nicht denken, wie gern ich das that, Mama.

Ich wußte, daß ich ihr dadurch half, und als ich fertig war, dankte Mrs. Blockson uns Beiden und sagte, meine Stimme sei sehr hübsch, aber nicht ganz so süß, wie sie Miß Alice habe. Ich denke das auch nicht und ich wünschte, ich hätte eine solche Stimme; aber ich mußte lachen, als sie es mir sagte. Als wir dort saßen, kam Thomas, um uns abzuholen. Wir gingen zurück nach der Kirchthür und fanden dort Mr. Humphreys. Zuerst wußten wir nicht, wie ich nach Hause kommen sollte, denn Mr. Humphreys sagte, es wäre windig geworden, und Miß Alice solle den ganzen Weg zurückreiten. Und so beschloß Miß Alice, ich solle mit Thomas und Margery im Boote nach Hause fahren, und so warteten wir, bis sie mit ihrem Vater wegritt. Es war zu hübsch, Mama, wie sie auf ihrem hübschen, wohlgenährten, kleinen grauen Pony dahin galoppirte. Dann gingen wir an die Stelle, wo das Boot angebunden lag. Es war ein nettes kleines Boot — aber, Mama, ich werde müde und ich will Dir ein anderes Mal davon erzählen. Thomas nahm die Ruder in die Hand, und Margery legte mich an sich und hüllte mich ich weiß nicht in wie viele Sachen ein, um mich vor dem Winde zu schützen. Und ich saß an sie angelehnt, so warm und behaglich wie möglich; und ich hatte ein Gefühl, als wenn ich träumte, daß ich auf dem Schiffe führe, und dann schlief ich wirklich ein und schlief, bis Margery mich weckte. Ich glaube, ich war müde. Als das Boot

hielt, hatten wir nur noch ein kleines Stück bis zu Mr. Humphreys' Hause zu gehen. Es war gegen fünf Uhr, wie Miß Alice sagte. Sie war schon einige Zeit zu Hause. Margery hatte bald Feuer gemacht und den Kessel angesetzt, und es dauerte nicht lange, so war der Thee fertig, worüber wir uns Alle sehr freuten. Der Thee that mir sehr wohl und ich fühlte mich viel besser. Aber Miß Alice sagte, ich sehe zu angegriffen aus, um heute nach Hause gehen zu können, und sie würde mich bis zum andern Morgen da behalten und mich dann selbst nach Hause bringen. O Mama, wie froh war ich! Ich hätte vor Freuden hüpfen können. Und, o Mama, welch' herrlicher Abend folgte! Mr. Humphreys ging wieder in sein Studirzimmer und Miß Alice wollte kein Licht haben. Das schöne Holzfeuer, das im Kamin brannte, erleuchtete das Zimmer hell genug; und wir saßen vor demselben im Lehnstuhle. Blos eine Zeit lang nahm sie mich in ihren Schooß und wir sprachen von Dir, Mama, und sangen. Wir sangen alle Deine Lieblingslieder und o! wie dachte ich dabei an Dich! Ich mußte manchmal weinen; aber es war ein sehr glücklicher Abend! Und ich dachte ein oder zwei Mal, Miß Alice weinte auch; aber ich wüßte nicht warum, denn sie scheint sehr glücklich, wiewol sie bisweilen so ernst aussieht, daß sie mich an Dich erinnert. O liebe Mama, sie ist so gut und liebenswürdig. Wenn Du nur hier wärst, wie glücklich wollte ich sein! —

Nach einiger Zeit kam Mr. Humphreys in das Zimmer, und Thomas und Margery, und es wurde gebetet; dann gingen wir zu Bett. Ich schlief bei Miß Alice, und ich habe keine Nacht so gut geschlafen, seit ich von Dir fort bin, als diese Nacht, in dem weißen, netten Schlafzimmer. Und meine Hand lag in der ihrigen und ich schlief vortrefflich bis zum anderen Morgen. Auch der andere Morgen war recht hübsch. Und als ich von Mr. Humphreys Abschied nahm, sagte er, daß er sich gefreut habe, mich in seinem Hause zu sehen, und ich würde ihm immer willkommen sein. Und dann begleitete mich Miß Alice nach Hause, und erklärte Tante Fortuna, daß sie mich dabehalten, so daß Tante Fortuna sich ganz zufrieden gab.

Liebe Mama, ich fing diesen Brief Montag Morgen an, und ich habe immer daran geschrieben, so oft ich Zeit gewinnen konnte, außer daß ich manchmal gelernt habe. Und gestern Nachmittag kam Miß Alice, um mich auf den Berg abzuholen. Und es war dort so schön! aber ich kann es Dir jetzt nicht erzählen, ich bin zu müde. Ich glaube, ich bin seit Sonntag nicht recht zur Ruhe gekommen; und gestern war ich sehr müde; und nun thun mir alle Glieder weh, und meine Hand zittert. Also, lebe wohl, liebe Mama. O! liebe Mama, manchmal wird mir plötzlich das Herz so schwer, daß ich kein Wort sagen kann. Ist das nicht seltsam, Mama? Und gerade, wenn ich am meisten zu sagen hätte. O! liebe Mama, ich bete jeden

Tag und viele Mal des Tages, daß Gott meine Mutter segnen möge. O! liebe Mama, bete Du für
Deine liebe

Helene."

Mittwoch, den 3. December 18—"

Dieser Brief war bei weitem der längste, den Helene in ihrem Leben geschrieben hatte. Aber es war ihrem Herzen Bedürfniß, ihre Mutter an ihren neuen Freuden Theil nehmen zu lassen, wiewol sie denselben erst nach Verlauf vieler Wochen, nachdem er einen weiten Raum von Land und See durchlaufen hatte, erhalten konnte. Dennoch mußte sie schreiben, und ihre kleinen Finger eilten geschäftig Stunde nach Stunde, so oft sie Zeit fand, über das Papier, bis die lange Epistel beendet war. Am Dienstag Nachmittag saß sie eben wieder dabei, als ihre Tante sie hinunter rief; und als sie dem Rufe Folge leileistete, fand sie zu ihrem großen Erstaunen und Vergnügen Alice in der Kaminecke sitzen und mit ihrer alten Großmutter plaudern, die merkwürdig heiter zu sein schien. Miß Fortuna schäfterte wie gewöhnlich umher, und sah Niemand an, wiewol sie dann und wann ein Wort dazwischen warf.

„Komm, Helene," sagte Alice, „setze Deinen Hut auf. Ich will eben auf den Berg gehen und Mrs. Vawse besuchen; und Deine Tante hat Dir erlaubt, mich zu begleiten. Hülle Dich gut ein, denn es ist nicht warm."

Ohne zu antworten, lief Helene fröhlich wieder hinauf.

„Sie haben einen ziemlich unfreundlichen Tag zu Ihrem Spaziergange gewählt, Miß Alice.“

„Im December kann man hübsche Tage nicht erwarten, Miß Fortuna. Ich bin nur zu froh, daß es nicht stürmt, wie es morgen thun wird, fürchte ich. Aber ich habe mich gewöhnt, auf das Wetter nicht zu achten.“

„Ja, das weiß ich,“ sagte Miß Fortuna. „Sie werden bis zum Abendbrode auf dem Berge bleiben, vermuthe ich?“

„Ja, ich werde einige Stärkung nöthig haben, ehe ich nach einem so langen Wege nach Hause komme. Sie sehen, ich habe ein Körbchen mitgebracht; ich hielt es für das Sicherste, ein Brod mit zu nehmen, denn Niemand kann sagen, was Mrs. Vawse in ihrem Schranke haben mag. Und wir möchten nicht gern Gefahr laufen, um unser Abendbrod zu kommen.“

„Haben Sie auch für Butter gesorgt? denn dort werden Sie keine finden. Ich weiß nicht, wie die alte Frau dort lebt, aber ohne Butter muß sie sich behelfen, das glaube ich.“

„Ich danke Ihnen, Miß Fortuna, ich habe mich damit versorgt. Sie sehen, ich bin vorsichtiger Natur.“

„Helene,“ sagte ihre Tante, als sie nun mit Hut und Mantel hereintrat, „gehe in die Butterkammer und hole eine Kürbispastete für Miß Alice.“

„Ich danke Ihnen, Miß Fortuna," sagte Alice lächelnd, „ich werde Mrs. Vawse sagen, von wem sie kommt. Nun, meine Liebe, laß uns gehen, wir haben einen weiten Weg vor uns."

Helene war bereit zu gehen. Aber kaum hatte sie die Vorhausthür geöffnet, als sie erstaunt ausrief: „Eine Katze! was ist das für eine Katze? Miß Alice, sehen Sie her, ich glaube, es ist der Capitain."

„Es ist wirklich der Capitain," sagte Miß Alice. „O! Puß, Puß! weshalb kommst Du mir nach?!"

Der Capitain ging auf seine Herrin zu, rieb sich mit seinem großen Schweife an ihrem Kleide und schien sagen zu wollen, daß er ihr zu Liebe gekommen sei, und daß es ihm gleichgiltig sei, wohin sie gehe.

„Er saß so ernsthaft, wie möglich, auf dem Steine vor der Thür," sagte Helene, „und wartete, bis die Thür geöffnet werden würde. Aber wie ist er hierher gekommen?"

„Nun, er ist mir nachgelaufen," sagte Alice. „Er macht es oft so. Aber ich ging heute schnell, und ich dachte, er wäre zu Hause geblieben. Der Weg ist zu weit für ihn. Capitain, ich wünschte, Du wärest zu Hause geblieben."

Der Capitain dachte nicht so, er machte einen krummen Rücken und schnurrte vor Dankbarkeit, daß Alice ihn streichelte.

„Können Sie ihn nicht zurückschicken?" sagte Helene.

„Nein; meine Liebe, er ist zwar der vernünftigste aller Kater, aber einen solchen Befehl würde er nicht verstehen können. Nein, wir müssen ihn hinter uns drein traben lassen, und wenn er müde wird, will ich ihn tragen. Es wäre nicht das erste Mal.“

Sie machten sich raschen Schrittes auf den Weg, und das Wetter ließ es nicht zu, daß sie denselben mäßigten. Es war, wie Miß Fortuna gesagt hatte, ein ziemlich unfreundlicher Tag. Die Wolken hingen kalt und grau am Himmel, und die Luft war so rauh und frostig, als wenn Schnee kommen wollte. Auch ging der Wind heftig, und drang mit seiner eisigen Kälte durch alle Kleider. Indeß Alice und Helene kümmerten sich nicht viel darum. Sie gingen und liefen abwechselnd, und blieben blos dann eine Weile stehen, wenn des Capitains klägliches „Miau“ sie erinnerte, daß sie ihn zu weit zurückgelassen hatten. Dennoch wollte er sich nicht tragen lassen, sondern sprang herunter, so oft es Alice versuchte, und trabte behaglich vorwärts. Als sie sich dem Fuße des Berges näherten, fanden sie einigen Schutz vor dem Winde und konnten etwas langsamer gehen.

„Wie stehst Du jetzt mit Deiner Tante?“ sagte Alice.

„O! wir kommen nicht gut mit einander aus, Miß Alice, und ich weiß nicht, was ich machen soll. Sie wissen, daß ich sagte, ich wollte sie um Verzeihung bitten. Nun, ich that es noch an demselben

Abende, als ich nach Hause kam. Aber es war sehr unangenehm. Sie schien nicht zu glauben, daß es mir Ernst sei. Und ich sollte es Mr. Vanbrunt sagen, daß ich gefehlt hätte. Das kam mir ziemlich schwer an. Aber auf alle Fälle, sagte ich, würde ich es thun. Und so sagte ich es ihm am nächsten Morgen. Und ich glaube, Alles wäre gut gewesen, wenn ich nur hätte ruhig bleiben können. Aber Tante Fortuna sagte etwas, was mich ärgerte, und fast ehe ich es wußte, sagte ich etwas, was sie schrecklich ärgerte. Es war gerade nichts Böses, Miß Alice, wiewol ich es nicht hätte sagen sollen; und zwei Minuten später that es mir leid. Aber sie reizte mich so; und was soll ich thun? Es ist zu schwer, sich zu überwinden."

„Das Einzige, was ich weiß," sagte Alice mit einem leisen Lächeln, „ist, daß man voll der christlichen Liebe sein muß, die unter anderen lieblichen Eigenschaften auch die hat, daß sie sich nicht reizen läßt."

„Ich lasse mich leicht reizen," sagte Helene.

„Dann weißt Du auf alle Fälle etwas, wogegen Du Dich hüten und beten und wachen mußt; es ist nichts Geringes, seine Schwächen zu kennen."

„Ich gab mir an dem Morgen so viel Mühe, ruhig zu bleiben," sagte Helene, „und wenn ich nur das einzige unglückliche Wort hätte lassen können, — aber ich vergaß mich und ich sagte, was ich dachte."

„Es ist dies oft nicht das Beste."

„Ich glaube," sagte Helene, „Tante Fortuna

würde es gern sehen, wenn mich Mr. Vanbrunt nicht gern sähe."

„Nun," sagte Alice, „wie so?"

„Ich meine nur so, Madame."

„Ich hoffe, Du wirst Deiner Tante nicht einen solchen Vorwurf machen. Hüte Dich, liebe Helene, Uebles von den Menschen zu denken; Du könntest nichts Schlimmeres thun. Und selbst, wenn sich Dir etwas aufdrängt, siehe so wenig als Du kannst, und vergiß sobald als Du kannst, was Du siehst. Deine Tante ist vielleicht nicht sehr glücklich; und Niemand, als wer selbst unglücklich ist, kann sagen, wie schwer es ist, nicht unfreundlich zu sein. Vergilt Böses mit Gutem, so rasch Du kannst, und Du wirst bald entweder keine Klage mehr haben, oder sehr bald im Stande sein, Dein Schicksal zu ertragen."

Sie gingen nun den Berg hinan, und der Pfad wurde an manchen Stellen ziemlich steil und rauh. „Auf der anderen Seite ist ein besserer Weg," sagte Alice, „aber dieser ist für uns der nächste."

Capitain Parry gab ein Zeichen von entschiedener Müdigkeit, und ließ sich von Alice auf den Arm nehmen. Aber von ihrem Arme sprang er sogleich auf ihre Achsel, und behauptete dort zu Helenens großer Freude seinen Platz, lief von einer Achsel auf die andere, und steckte dann und wann seine Nase unter ihren Hut, als wenn er sie küssen wollte.

„Weshalb thut er das?" fragte Helene.

„Weil er mich liebt und sich wohl befindet,“ erwiderte Alice. „Halte ein Mal Dein Ohr her, Helene, und horche, wie vergnügt er für sich schnurrt. Hörst Du? So macht er es. Er schnurrt selten laut.“

„Es ist eine schnurrige Katze,“ sagte Helene.

„O!“ erwiderte Alice, „es ist eine Katze, wie man sie nicht wieder sieht. Mein alter Capitain Parry ist eine sehr achtbare Katze, und läßt nicht über sich lachen, Helene, das kann ich Dir sagen.“

Die Wanderer schritten mit dem besten Willen weiter. Aber der Pfad war so steil, und der Weg so weit, daß, als sie auf der halben Höhe des Berges waren, sie gern dem Beispiele ihres vierfüßigen Gefährten folgten, und ein wenig ausruhten. Sie setzten sich auf die Erde; vom Gehen waren sie warm geworden; aber das Wetter war so kalt und unfreundlich und stürmisch, wie es nur sein konnte; dann und wann fegte der Wind an ihnen vorüber, und nahm das dürre Laub zu ihren Füßen, wirbelte es umher, und führte es in die Ferne — des Winters warnende Stimme!

„Ich war noch nicht auf dem Lande, wenn die Blätter von den Bäumen waren,“ sagte Helene. „Es ist nicht so hübsch, Miß Alice, meinen Sie nicht auch so?“

„So hübsch? Nein, ich meine es nicht, wenn wir

es immer so haben sollten, aber die Abwechslung liebe ich sehr."

„Sehen Sie es gern, wenn die Bäume kein Laub mehr haben?"

„Ja, zu seiner Zeit. Es liegt eine Schönheit in den laublosen Bäumen, die Du im Sommer nicht sehen kannst. Sieh nur, Helene — — nein, ich kann hier keinen hübschen Baum finden, sie stehen zu dicht. Aber wo sie Raum haben sich auszubreiten, da ist es wundervoll, wie sich die Aeste strecken und verzweigen und wieder verästen. Da ist zuerst der Stamm, dann kommen die großen Aeste, diese theilen sich in kleine, und diese wieder in kleinere nnd immer wieder kleinere, bis Du gleichsam ein Netzwerk von feinen Stämmchen über Deinem Haupte hast. Und wenn der Schnee auf die Erde fällt! O! Helene, der Winter hat seine Schönheiten. Ich liebe ihn, wie er ist, mit seiner Kälte und dem Winde und dem Schnee und den kahlen Wäldern und unserem kleinen, eisbedeckten Bache. Und dann betrachte die immergrünen Bäume. Du weißt im Sommer nicht, wie viel sie werth sind; warte bis Du siehst, wie sich die Tannenzweige unter der Last des Schnees beugen, und wenn Du dann nicht sagst, daß der Winter schön ist, dann gebe ich es auf, guten Geschmack von Dir zu erwarten."

„O! ich werde es gewiß sagen," sagte Helene; „mir gefällt, was Ihnen gefällt. Aber Miß Alice,

weshalb fallen die Blätter ab, wenn das kalte Wetter kommt?"

„Eine sehr hübsche Frage, Helene, die sich nicht in einem Athem beantworten läßt."

„Ich fragte neulich Tante Fortuna darnach," sagte Helene herzlich lachend, „und sie sagte mir, ich solle still sein, und nicht so dummes Zeug reden. Und ich erwiderte ihr, daß ich es wirklich gern wissen möchte; und sie sagte, sie würde nicht die Dumme spielen, wenn sie an meiner Stelle wäre. Ich dachte daher, es wäre eben so gut, ruhig zu sein."

„Zu der Zeit, wo das kalte Wetter kommt, Helene, haben die Blätter ihre Aufgabe erfüllt, und sind dann nicht mehr nöthig. Weißt Du, was sie zu thun haben? Weißt Du, wozu die Blätter dienen?"

„Nun, zum Schmucke, denke ich," sagte Helene, „und um Schatten zu geben, ich weiß sonst nichts."

„Schatten ist eine ihrer Aufgaben und zum Schmucke dienen sie auch. Er, der die Bäume geschaffen hat, schuf sie ebensowol lieblich für das Auge, als gut zur Nahrung. Deshalb haben wir eine unendliche Mannigfaltigkeit von Laub. Eine Art würde es eben so gut für alle Arten von Bäumen gethan haben, aber dann hätten wir ein großes Vergnügen entbehrt. Aber ohne Blätter könnte der Baum nicht leben, Helene. Im Frühling zieht sich der dünne Saft, welchen die Wurzeln aus dem Boden saugen, in die Blätter. Dort wird er mit Hilfe der

Sonne und Luft verdickt und in einer Weise zubereitet, die Du nicht verstehen kannst, und tritt dann zurück, um den Baum mit den verschiedenen Stoffen zu nähren, die für sein Wachsthum und seine Härte nothwendig sind. Nachdem dies einige Zeit geschehen ist, verstopfen sich die kleinen Gefäße der Blätter mit erdigen und anderen Stoffen; sie hören auf zu arbeiten, die heiße Sonne trocknet sie mehr und mehr aus, und wenn der Frost kommt, sind sie so gut wie todt — dann ist ihr Ende gekommen und sie fallen von dem Zweige, der ihrer nicht mehr bedarf. Verstehst Du dies Alles?"

„Ja Madame, sehr gut," sagte Helene, „und es ist gerade das, was ich wissen wollte, und es ist sehr wunderbar. Also könnten die Bäume ohne Laub nicht leben?"

„Eben so wenig wie Du ohne Herz und Lunge."

„Ich freue mich, daß ich dies weiß," sagte Helene. „Aber wie steht es mit den immergrünen Bäumen, Miß Alice? Warum sterben und fallen ihre Nadeln nicht ab?"

„Es geschieht allerdings. Sieh, wie der Boden unter dieser Fichte bedeckt ist!"

„Sie bleiben aber doch den ganzen Winter grün?"

„Ja, ihre Nadeln können dem Froste widerstehen. Ich wüßte nicht, was die Leute in kalten Ländern sonst anfangen wollten? Sie theilen indeß das Schick-

sal aller anderen Blätter, sie leben eine Weile, arbeiten und sterben dann. Jedoch nicht alle auf ein Mal. Es bleibt immer der nothwendige Bedarf auf dem Baume. — Haben wir uns genug ausgeruht, um weiter zu gehen?"

„Ja," sagte Helene. „Nur weiß ich nicht, wie es mit dem Capitain steht? Der Aermste ist fest eingeschlafen. Es wäre unrecht, Dich zu wecken, Puß! War das nicht eine hübsche Rast, Miß Alice? Ich habe etwas gelernt, während wir hier saßen."

„Das ist hübsch," sagte Alice, als sie weiter stiegen. „Ich wünschte, ich lernte immer etwas."

„Aber Sie haben mich belehrt, Miß Alice, das ist eben so gut. Mama pflegte zu sagen: „Geben ist seliger denn nehmen."

„Ich danke Dir, Helene," sagte Alice lächelnd, „das soll mich trösten."

Sie stemmten sich wieder gegen den steilen Hügel und drangen immer weiter vor. Als sie höher kamen, fühlten sie, daß es kälter und rauher wurde. Die Wälder boten ihnen weniger Schutz, und der Wind saus'te mit großer Gewalt um den Gipfel des Berges und über ihnen hin, so daß ihnen ihr Weg sehr erschwert wurde.

„Muth, Helene," sagte Alice, während sie sich anstrengten, vorwärts zu kommen. „Wir werden bald an Ort und Stelle sein."

„Ich möchte wissen," sagte Helene keuchend und

suchte Alice einzuholen, „ich möchte wissen, warum Mrs. Bawse an einem so unfreundlichen Orte lebt?“

„Für sie ist er nicht unfreundlich, Helene. Doch muß ich sagen, daß ich nicht zu viel von diesem Winde haben möchte.“

„Aber gefällt es ihr wirklich besser, hier zu wohnen, als unten, wo es wärmer ist; und dazu ganz allein?“

„Ja, in der That; frage sie, warum, Helene, und siehe zu, was sie Dir sagen wird. Es gefällt ihr um so viel besser, daß diese kleine Hütte besonders für sie, vor etwa zehn Jahren von einem alten guten Freunde, einem Verwandten der Dame, der sie nach Amerika gefolgt war, gebaut wurde.“

„Nun,“ erwiderte Helene, „sie muß einen besonderen Geschmack haben, das ist Alles, was ich sagen kann.“

Sie waren nun nur noch einige Schritte von dem Hause entfernt, welches in der Nähe gar nicht so unbehaglich aussah. Es war klein und niedrig, blos einstöckig, doch ging das Dach sehr steil in einen hohen und spitzigen Giebel aus. Es nistete so heimlich in einem Einschnitte des Berges, daß der kleine Hof vollständig von einer hohen Felswand eingeschlossen war. Das Haus selbst stand freier und war ziemlich allen Winden ausgesetzt. Aber so liebte es die Besitzerin, wie Alice Helenen berichtete.

„Und dies Dach,“ sagte Alice — „als die Hütte gebaut wurde, bat sie Mr. Marshman, daß er

das Dach hoch und spitz machen möchte. Sie sagte, ihre Augen wären der niedrigen Dächer dieses Landes überdrüßig, und wenn er es so machen lassen wollte, würde es ihr zu großem Troste gereichen."

Helene fand das seltsame Dach sehr hübsch. Aber nun erreichten sie die Thür, die durch einen tiefen Vorbau geschützt war. Alice trat ein und klopfte an der zweiten Thür. Es rief „herein." Eine Frau saß vor einem großen Spinnrade, das sie kräftig mit den Füßen trat. Sie drehte den Kopf halb um, um zu sehen, wer gekommen sei; dann ließ sie sofort ihr Spinnrad stehen und kam ihnen mit offenen Armen entgegen.

„Miß Alice, liebe Miß Alice, wie freue ich mich, Sie zu sehen!"

„Und ich Sie, liebe Mrs. Vawse," sagte Alice und küßte sie. „Hier bringe ich Ihnen eine neue Freundin mit, die Sie meinetwegen willkommen heißen müssen, die kleine Helene Montgomery."

„Es freut mich sehr, Sie zu sehen, Miß Helene," sagte die alte Frau und küßte sie ebenfalls. Und Helene scheute sich nicht vor dem Kusse, so freundlich waren die Lippen, die sie küßten, so lieb und offen das Lächeln, so gewinnend das Auge, so angenehm die ganze Erscheinung. Sie wandte sich von Helenen wieder zu Miß Alice. „Es ist lange her, daß ich Sie nicht mehr gesehen habe, meine Liebe — seit der Zeit, wo Sie Mrs. Marshman besuchten, und was

für einen Tag haben Sie gewählt, um endlich zu kommen!“

„Ich kann nichts dafür,“ sagte Alice und nahm den Hut ab, „ich konnte nicht länger warten; ich sehnte mich schmerzlich nach Ihnen, Mrs. Vawse.“

„Warum, meine Liebe? Was giebt es? Ich sehnte mich auch nach Ihnen, aber nicht schmerzlich.“

„Das ist's eben, Mrs. Vawse, um heitere Zufriedenheit von Ihnen zu lernen.“

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie dies zu lernen brauchten, Miß Alice. Was fehlt Ihnen?“

„Ich kann John nicht verschmerzen.“

Ihre Lippen zitterten und ihr Auge schwamm in Thränen, als sie so sprach. Die alte Frau fuhr ihr mit der lieben Hand über den Kopf und küßte sie auf die Stirn.

„So dachte, so fühlte ich auch, als meine Herrin starb und mein Mann, meine Söhne, Eins nach dem Anderen. Aber nun kann ich mit Paulus sagen: „Ich habe zufrieden sein gelernt, in welchem Zustande ich mich immer befinden mag. Ich denke so — mag sein, daß ich mich täusche; sie sind alle todt, und ich bin gewiß, daß ich zufrieden bin.“

„Dann sollte ich's freilich auch sein,“ sagte Alice.

„Erst, wenn man allen Anhalt an Anderem verliert und auf Jesus allein sich angewiesen sieht, findet man, wie viel er thun kann. „Er ist ein Freund,

der vertrauter ist, als ein Bruder." Aber ich wußte nicht, was das hieß, bis ich keine anderen Freunde mehr hatte, auf die ich mich stützen konnte. Ja, ich hätte nicht sagen sollen, keine anderen Freunde, sondern meine liebsten wurden mir genommen. Sie haben die Ihrigen noch, Miß Alice."

„Zwei," sagte Alice leise, „und jetzt kaum diese."

„Ich habe nicht Einen," sagte die alte Frau, „ich habe nicht Einen. Aber meine Heimath ist im Himmel, wo mein Erlöser lebt und mir eine Stätte bereitet. Ich weiß es, ich bin dessen gewiß, und ich kann eine kleine Weile warten und mich freuen, während ich warte. Liebste Miß Alice, wer auf ihn baut, wird nicht verlassen sein. Glauben Sie das?"

„Gewiß glaube ich das, Mrs. Vawse," sagte Alice und trocknete sich die Thränen. „Aber ich vergesse es zuweilen, oder der Druck des Schmerzes ist zu groß, als daß der Glaube und die Hoffnung siegen könnten."

„Er hindert den Glauben und die Hoffnung, zu wirken, das ist das Unglück! „Die den Herrn suchen, denen wird sich Alles zum Besten kehren." Ich weiß es aus eigener Erfahrung; Sie werden es auch noch erfahren, meine Liebe."

„Ich weiß es, Mrs. Vawse, ich weiß das Alles, aber es thut mir wohl, es von Ihnen zu hören. Ich dachte, ich würde mich an Johns Abwesenheit gewöhnen, aber es gelingt mir nicht. Die herbstlichen

Winde scheinen mir in's Ohr zu rauschen, daß er von mir gegangen ist."

„Meine Liebe," sagte die alte Frau, „es schmerzt mich sehr, Sie so sprechen zu hören. Ich wollte Ihnen gern diese Prüfung abnehmen, wenn ich es könnte. Aber Er weiß es am besten. Flüchten Sie zu dem Herrn, liebe Miß Alice, und er wird Ihnen viel mehr geben, als er Ihnen genommen hat."

Alice trocknete sich wieder einige Thränen ab. „Es war mir, als müßte ich heute zu Ihnen kommen und Sie sehen," sagte sie, „und Sie haben mich bereits getröstet. Der Klang Ihrer Stimme thut mir immer wohl. Ich glaube, ich erhalte durch Sie Muth und Kraft wieder. „Wie Eisen das Eisen wetzt, so schärft ein Mann den Muth seines Freundes." — Wie befanden sich Mr. und Mrs. Marshman, als Sie sie verließen? Und ist Mr. George zurückgekehrt?"

Sie rückten die Stühle näher zusammen und ein vertrautes Gespräch begann. Helene hatte unter schmerzlichem Interesse und Erstaunen den Vorgang beobachtet. Aber das leise Gespräch, das nun folgte, schien nicht für ihr Ohr bestimmt zu sein; und sie wandte sich ab und unterhielt sich mit einer allgemeinen Rundschau.

Es war leicht zu sehen, daß Mrs. Vawse in diesem Zimmer wohnte, und wahrscheinlich hatte sie kein anderes. Ihr Bett stand in einer Ecke, Schränke füllten die tiefen Blenden zu beiden Seiten des Ka-

mins und verschiedene Geräthschaften, die über dem Herde hingen, zeigten, daß das Schlaf- und Wohnzimmer auch die Küche sei. Der größte Theil des Fußbodens war mit einem alten dicken Teppiche belegt; wo man die Dielen sah, waren sie rein und weiß, und Alles im Zimmer wetteiferte in dieser Beziehung mit den Dielen. Die Glasscheiben in den kleinen Fenstern waren so hell und blank, wie Spiegelgläser. Der Herd war rein gefegt, die Schrankthüren fleckenlos, wiewol die Farbe abgegriffen war. Nirgends lag Staub. Auf einem Bücherbret in der Kaminecke lag eine große Bibel und noch ein zweites Buch. Dicht daneben stand ein gepolsterter Lehnstuhl. Ein anderer Raum mußte für das Holz und etwaige Vorräthe vorhanden sein. Hier war nichts zu sehen, was nicht zu dem sehr behaglichen Aussehen des Ganzen stimmte. Es sah aus, als wenn man hier glücklich sein könnte, als wenn hier Jemand glücklich wäre. Und ein Blick auf die alte Frau im Hause änderte diese Ansicht nicht. Helene warf manchen Blick auf sie, als sie so dasaß und mit Alice sprach; und mit jedem Blicke fühlte sie sich mehr und mehr zu ihr hingezogen. Sie war etwas unter Mittelgröße und ziemlich stark. Ihr Gesicht war höchst angenehm; es lag Verstand, Charakter, Güte darin. Allerdings hatte es auch einige Runzeln, tiefgeschnittene Linien, die von einstigen Schmerzen erzählten. Diese Stürme waren alle vorüber; der letzte Schatten einer Wolke

war verschwunden; die Sonne ihres Abends schien hell und klar dem Untergange zu, und ihre Stirn war schön und glatt; nicht als ob sie niemals Falten gehabt hätte, sondern als ob sie niemals Falten haben könnte. Jedermann mußte Hochachtung für sie fühlen, und mehr als Hochachtung fühlte man bei näherer Bekanntschaft. Ihr Anzug war sehr eigenthümlich, dachte Helene. Er war nicht amerikanisch, aber was er war, wußte sie nicht; nur dachte sie, daß Mrs. Vawse eine eben so dauernde Liebe zu der Tracht, wie zu den Dächern ihres Vaterlandes haben müsse. Mehr als allem Anderen wandte sich ihr Auge wieder ihrem Gesicht zu, das ihr in seinem wechselnden Ausdrucke außerordentlich gewinnend und angenehm vorkam. Der Mund hatte nicht vergessen zu lächeln, noch das Auge zu lachen, und wiewol man dies nicht oft sah, so zeigte doch das beständige Spiel ihrer Mienen eine tiefe und lebhafte Theilnahme an Allen, was Alice sagte, und hielt Helenens Blick gefesselt. Und als die alte Frau endlich ihre Blicke und Worte an sie selbst richtete, erröthete sie bei dem Gedanken, wie lange sie eine Fremde unverwandt angesehen habe.

„Nun, Miß Helene, wie gefällt Ihnen mein Haus hier auf dem Felsen?“

„Ich weiß nicht, Madame,“ sagte Helene, „es gefällt mir sehr wohl, nur denke ich, daß es mir nicht so im Winter gefallen würde.“

„Ich weiß nicht, ob es mir da nicht am besten

gefällt. Warum sollte es Ihnen nicht im Winter gefallen?"

„Ich würde die Kälte nicht lieben, Madame, und das Alleinsein."

„Ich bin gern allein. — Aber die Kälte — ich bin nicht in Gefahr zu erfrieren, Miß Helene. Ich halte mich selbst sehr warm und unterhalte ein gutes Feuer, und mein Haus ist zu fest, als daß es der Wind wegblasen könnte. Wollen Sie einmal hinausgehen und sich meine Kuh ansehen? Sie ist eine der besten, die Sie jemals gesehen haben, sie heißt „Schnee"; sie hat nicht ein schwarzes Haar an sich, sie ist ganz weiß. Kommen Sie, Miß Alice; Mr. Marshman schickte sie mir vor einem Monat; sie ist ein wahrer Schatz und verdient es, daß man sie ansieht."

Sie gingen über den Hof nach dem kleinen Stalle, wo sie Schnee wohlversorgt fanden. Sie hatte einen warmen Stand, ein gutes Strohlager auf der Flur und eine Menge Heu in der Raufe. Schnee verdiente es, denn es war eine wahre Schönheit und eine sehr artige Kuh, die sich mit der größten Sanfmuth von Alice und Helene streicheln und ihre dicke Haut befühlen ließ. Mrs. Vawse ging inzwischen an die Thür um hinauszusehen. „Nancy sollte zu Hause sein und sie melken," sagte sie. „Ich muß Ihnen Abendbrod geben und Sie nach Hause schicken. Meine Sinne müß

ten mich sehr täuschen, wenn nicht dichter Schnee am Himmel hinge. Wir werden es gar bald sehen."

„Ich will sie melken," sagte Alice.

„Ich will sie melken," sagte Helene, „ich will sie melken; ach! lassen Sie mich. Ich verstehe zu melken. Mr. Vanbrunt lehrte es mich und ich habe es schon mehrmals gemacht. Darf ich? ich würde mich sehr freuen."

„Sie sollen es thun, mein Kind," sagte Mrs. Vawse. „Kommen Sie mit mir und ich will Ihnen den Eimer und den Melkschemel geben."

Als Alice und Helene mit der Milch ins Zimmer kamen, fanden sie den Kessel am Feuer, den kleinen Tisch gedeckt und Mrs. Vawse an einem anderen Tische sehr beschäftigt.

„Was machen Sie da, Mrs. Vawse, wenn ich fragen darf?" sagte Miß Alice.

„Ich rühre eben etwas Maismehl ein. Ich finde eben, daß ich nur noch eine Brodkruste im Hause habe."

„Lassen Sie das für ein anderes Mal. Denken Sie nicht, daß ich auf diesen Berggipfel komme, ohne etwas zum Leben mit zu bringen, so lange ich hier bin. Hier, Madame, ist ein Korb mit allerlei. Ich glaube, Margery und ich haben genug für zwei oder drei Mahlzeiten hineingepackt, abgesehen von Miß Fortuna's Pastete. Da ist sie, und gewiß ist sie gut; und hier sind einige von meinen Kuchen, die Sie so

gern essen, Mrs. Vawse," sagte Alice, indem sie die fraglichen Gegenstände aus dem Korbe holte. „Da ist ein Stück Butter — woran es nicht fehlt, wie ich sehe, — und hier ist ein Brod. Meine liebe Helene, der Korb wird sich leichter hinunter tragen lassen, als er heraufzubringen war."

„Ich freue mich darüber," sagte Helene; „mein Arm hat mir noch nicht weh gethan, wiewol ich ihn eine kleine Weile getragen habe."

„Und ich freue mich, den Kessel singen zu hören," sagte ihre Wirthin. „Ich kann Ihnen guten Thee geben, Miß Alice; Sie werden es sich denken, Mr. John hat mir ihn geschickt; es ist sehr schöner Thee, und er schickte mir einen tüchtigen Vorrath," fuhr Mrs. Vawse fort, und nahm ein Wenig aus der kleinen Theebüchse. „Ich sollte nicht sagen, daß ich keine Freunde mehr habe; ich kann keine Mahlzeit genießen, ohne an zwei erinnert zu werden. Mr. John kannte eine meiner schwachen Seiten, daß er mir diese Büchse voll Souchong schickte."

Das Abendbrod war fertig und die kleine Gesellschaft setzte sich um den Tisch. Der Thee machte dem Geschmack des Gebers und der Geschicklichkeit der Wirthin alle Ehre, aber die Trinker waren keine Kritiker.

Alice und Helene waren viel zu hungrig und viel zu glücklich, um zu tadeln. Miß Fortuna's Kürbispastete wurde für sehr gut befunden, ebenso die Butter und der Käse von Mrs. Vawse. Sie aßen

und sprachen sehr munter und ihre alte Freundin schien kaum weniger vergnügt und lebhaft wie sie. Alice brachte ihren französischen Plan in Anregung und Mrs. Vawse ging mit Freuden darauf ein. Es war leicht zu sehen, daß die Bauart und die Tracht, an die sie in ihrer Jugend sich gewöhnt hatte, nicht das Einzige waren, woran sie sich mit Vergnügen, den alten Zeiten zu Liebe, erinnerte. Es wurde ausgemacht, daß sie so oft als es ginge, entweder hier oder im Pfarrhause zusammenkommen und mit geziemender Eile gute Französinnen werden sollten.

„Werden Sie so weit gehen wollen, um mich wiederzusehen, Miß Helene?“

„O! ja, Madame.“

„Sie werden sich nicht vor dem tiefen Schnee und dem Winde, der Kälte und dem steilen Berge fürchten?“

„O! nein, Madame; ich denke gar nicht daran. Aber, Madame, Miß Alice sagte mir, daß ich Sie fragen möchte, warum Sie lieber hier oben wohnten, als unten, wo es viel wärmer ist. Ich würde nicht fragen, wenn sie mir nicht gesagt hätte, daß ich dürfte.“

„Helene liebt es sehr,“ sagte Alice lächelnd, „bei Allem auf den Grund zu gehen, Mrs. Vawse.“

„Sie wundern sich wol, daß Jemand eine solche Wahl treffen kann?“ sagte die alte Frau.

„Ja, Madame, ein Wenig.“

„Ich will Ihnen den Grund sagen, mein Kind;

es geschieht meiner alten Heimath und meinen Jugend-Erinnerungen zu Liebe. Bis ich so alt war wie Sie, und noch ein wenig älter, lebte ich unter und auf den Bergen; nachher standen sie mir viele Jahre tagtäglich vor Augen, wie sie sich mehr als hundert Meilen dahinzogen, einer über den anderen gethürmt, und funfzig Mal größer als einer, den Sie gesehen; diese sind nur Maulwurfshügel gegen sie. Wenn ich einen unerfüllten Wunsch habe," sagte die alte Frau zu Alice gewendet, „so ist es der, meine Alpen wieder zu sehen; aber das wird nie geschehen! Nun, Miß Helene, bilde ich mir nicht etwa ein, daß ich unter meinen heimischen Bergen bin, wenn ich auf die Spitze dieses Hügels komme; aber ich kann hier besser athmen, als unten in der Ebene, ich fühle mich freier, und in dem Dorfe möchte ich nicht um Gold leben, außer wenn es die Pflicht geböte."

„Aber so allein, so fern von allen Menschen!" sagte Helene.

„Ich bin niemals einsam, und so alt ich bin, mache ich mir doch eben so wenig aus einem langen Spaziergange oder einem rauhen Wege, als ihr jungen Leute."

„Aber ist es nicht sehr kalt?" sagte Helene.

„Ja, es ist sehr kalt; aber was schadet das? Ich mache ein tüchtiges Feuer und dann höre ich gern den Wind pfeifen."

„Ja, aber Sie würden nicht so gern den Wind

drinnen als draußen pfeifen hören," sagte Alice. „Ich will in ein Paar Tagen zu Ihnen kommen und Leisten anschlagen und die Fenster verkitten. Aber Sie haben es ja schon ohne mich gemacht? Das thut mir leid."

„Das braucht Ihnen nicht leid zu thun, meine Liebe; ich freue mich darüber. Sie sehen nicht aus, als wenn Sie für solche Arbeiten geschaffen wären."

„Ich verstehe mich recht gut darauf," sagte Alice. „Stecken Sie die Vorhänge nicht auf, ich will kommen und es machen."

„Dann müssen Sie sich mehr Kräfte anschaffen," sagte ihre alte Freundin. „Sind Sie von dem Spaziergange hierher müde geworden?"

„Ich war ein Wenig müde," sagte Alice, „aber Ihr trefflicher Thee hat mich wieder hergestellt."

„Ich wünschte, ich könnte Sie die Nacht hier behalten," sagte Mrs. Vawse; „aber Ihr Vater würde sich beunruhigen. Ich fürchte, der Sturm erwischt Sie, ehe Sie nach Hause kommen; und Sie sind nicht geschaffen, ihm Trotz zu bieten. Auch die kleine Helene sieht nicht aus, als wäre sie von Eisen. Können Sie nicht bei mir bleiben?"

„Ich darf nicht, es geht nicht," sagte Alice, die rasch ihre Sachen nahm. „Wir wollen bald den Hügel hinablaufen. Aber wir lassen Sie allein, wo ist Nancy?"

„Sie kommt nicht, wenn ein Sturm droht,“ sagte Mrs. Bawse; „sie bleibt oft einmal die Nacht aus.“

„Und läßt Sie allein?“

„Ich bin nie allein,“ sagte die alte Frau ruhig, „ich habe nichts zu fürchten. Aber ich ängstige mich um Sie, meine Liebe. Gehen Sie nicht den Weg zurück, den Sie kamen; schlagen Sie den anderen ein, er geht sich leichter; und kehren Sie bei Mrs. Vanbrunt ein, Mr. Vanbrunt wird Sie den übrigen Theil des Weges in seinem kleinen Wagen bringen.“

„Halten Sie es für nothwendig?“ fragte Helene zweifelnd.

„Es ist sicher das Beste. Eilen Sie. Adieu, mon enfant.“

Sie küßten und umarmten sie, und eilten hinaus.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Mordaunt Hall
oder
Eine September=Nacht.

Roman

von

Mrs. March.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. Kretzschmar.

3 Bände. 2 Thlr.

Fabian's Thurm.

Ein Roman

vom

Verfasser von „Schmuggler und Wilderer.“

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Ernst Susemihl.

3 Bände. 2 Thlr.

Die Braut von Louisiana.

Von

August Schrader,

Verf. von: „Die Ideale der Liebe,“ „Graf Lalli Tollendal,“ „Das Staatsgefängniß“ 2c.

1850. 3 Bände. 3 Thlr.

Jetzt, wo durch „Onkel Tom's Hütte“ das Schreckliche und Unmenschliche der Amerikanischen Sklavengesetze bei den Lesern aller Classen und jedes Alters so lebhaft angeregt ist, wird es erlaubt sein, hiermit auf obiges Werk eines Deutschen Verfassers die Aufmerksamkeit von Neuem [illegible]

